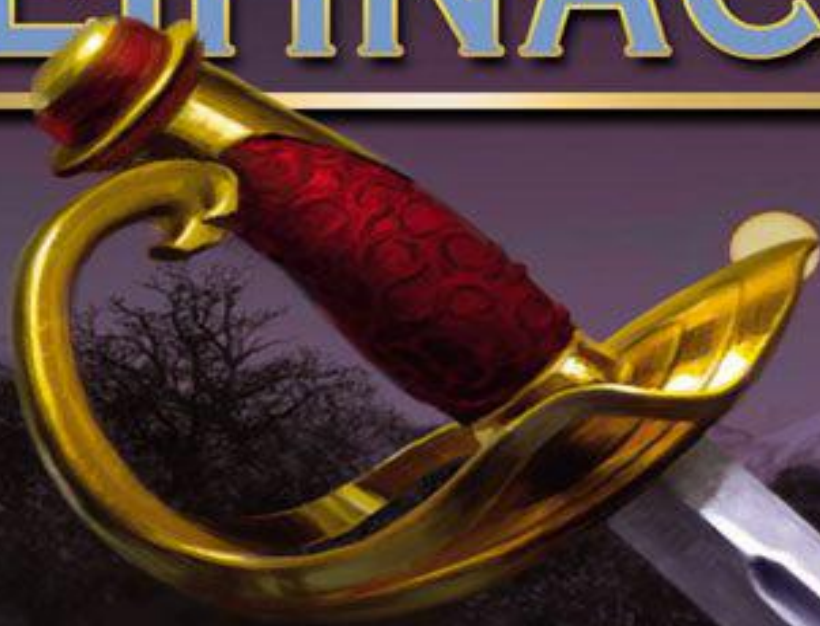


Sharpe's WEIHNACHT



BERNARD CORNWELL

■■■■■
BASTEI
LÜBBE

Bernard Cornwell

SHARPES
WEIHNACHT

Ins Deutsche übertragen von
Rainer Schumacher (Roman) und Dietmar Schmidt
(Nachwort)

Lübbe Digital

Die Kurzgeschichte dieses E-Books erschien auf Deutsch erstmals in dem in
der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG
veröffentlichten Band »*Sharpe's Weihnacht*«, von Bernard Cornwell

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Für die Originalausgabe:

Copyright © 1994, 1995 und 2003 by Bernard Cornwell

Titel der englischen Originalausgabe

»***Sharpe's Christmas***«

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2012 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Textredaktion: Rainer Delfs

Illustrationen: Daniel Ernle

Titelillustration: Guter Punkt GmbH Co. KG, München

Covergestaltung: Tanja Østlyngen

Datenkonvertierung E-Book:

Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-1926-9

Sie finden uns im Internet unter

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich
der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Der Autor



Bernard Cornwell wurde 1944 in London geboren. Er arbeitete lange für die BBC, unter anderem in Nordirland, wo er seine Frau kennenlernte. Heute lebt er die meiste Zeit in den USA. Er ist Autor zahlreicher international erfolgreicher historischer Romane und Thriller. Die Sharpe-Serie, die er in den 80er Jahren zu schreiben begann, hat Kultstatus erreicht und wurde von der BBC mit Sean Bean in der Hauptrolle verfilmt.

SHARPES WEIHNACHT



Die beiden Soldaten kauerten am Rand des Feldes. Einer von ihnen, ein dunkelhaariger Mann mit vernarbtem Gesicht und harten Augen, spannte den Hahn seines Gewehrs und zielte, doch nach ein paar Sekunden senkte er die Waffe wieder. »Zu weit weg«, sagte er leise.

Der zweite Mann war sogar noch größer als der erste, und wie sein Gefährte so trug auch er die ausgebleichene grüne Jacke der 95th Rifles, doch anstatt mit einem Baker-Gewehr war er mit einem Salvengewehr ausgerüstet, einer seltsamen Konstruktion mit sieben Läufen, die über ein einziges Steinschloss abgefeuert wurden. Es war eine mörderische Waffe mit einem Rückstoß wie der Tritt eines Mulus, aber der Mann sah stark genug aus, um ihn auszuhalten. »Nicht gut«, flüsterte er und packte die riesige Waffe. »Das Ding funktioniert nur aus der Nähe.«

»Aber gehen wir zu nah ran, dann laufen sie weg«, bemerkte der erste Mann.

»Wohin denn?«, erwiderte der zweite Mann. Sein Akzent verriet, dass er aus Ulster stammte. »Das ist eine

eingezäunte Weide. Die können nicht wegrennen.«

»Dann sollen wir also einfach hingehen und ihn erschießen?«

»Sicher. Es sei denn, Sie wollen ihn erwürgen, Sir. Erschießen geht aber schneller.«

Major Richard Sharpe löste den Hahn wieder. »Dann komm«, sagte er, und die beiden Männer standen auf und näherten sich vorsichtig den drei Ochsen. »Glaubst du, sie greifen an, Pat?«, fragte Sharpe.

»Die sind kastriert, Sir«, erklärte Sergeant Major Patrick Harper. »Die haben ungefähr so viel Feuer wie drei blinde Mäuse.«

»Also, für mich sehen sie gefährlich aus«, sagte Sharpe. »Immerhin haben sie ihre Hörner noch.«

»Der Rest der Ausrüstung fehlt ihnen aber, Sir«, sagte Harper. »Die singen nur noch im Damenchor, wenn Sie wissen, was ich meine.« Er deutete auf einen der Ochsen. »Der hat richtig schön viel Fett auf den Knochen, Sir. Ich rieche den saftigen Braten förmlich schon.«

Ahnungslos, welches Schicksal ihn erwartete, beobachtete der Ochse die beiden Männer. »Ich kann ihn doch nicht einfach erschießen!«, protestierte Sharpe.

»Wenn ich mich recht entsinne, haben Sie in Portugal doch jede Menge Ziegen mit dem Bajonett abgestochen, Sir«, entgegnete Harper und dachte an die Zeit zurück, als sie das Land geplündert hatten, damit den vorrückenden Franzosen nichts in die Hände fiel, was sie irgendwie hätten gebrauchen können. »Was ist hier anders?«

»Ich hasse Ziegen.«

»Aber es geht doch um unser Weihnachtsessen, Sir«, ermutigte Harper seinen befehlshabenden Offizier. »Echtes Roastbeef, Sir, Plumpudding und Wein. Die Pflaumen und den Wein haben wir, fehlen nur Fleisch und Fett.«

»Wo willst du denn das Fett hernehmen?«

»Von dem Ochsen natürlich«, erklärte Harper im verächtlichen Tonfall eines Burschen vom Land, der einem Stadtmenschen etwas erklären muss. »Es ist weiß und schmeckt, Sir, gutes Nierenfett, jawohl, aber Sie sollten das arme Tier erst erschießen. Das wäre humaner.«

Sharpe ging näher an das Tier heran. Es hatte große braune, traurige Augen und beobachtete Sharpe mit sanftem Fatalismus. Sharpe spannte den Hahn, und der Ochse blinzelte ob des seltsamen Geräuschs. Sharpe hob die Waffe – und senkte sie dann wieder. »Ich kann das nicht, Pat.«

»Nur ein Schuss, Sir. Stellen Sie sich einfach vor, das sei ein Froschfresser.«

Sharpe hob das Gewehr, spannte den Hahn und zielte genau zwischen die Augen des Ochsen. Das Tier schaute ihn weiter an. »Mach du das«, sagte Sharpe zu Harper und senkte die Waffe.

»Womit denn?« Harper hielt sein Salvengewehr in die Höhe. »Damit reiße ich ihm den Kopf ab.«

»Den Kopf brauchen wir doch nicht, oder?«, erwiderte Sharpe. »Nur den Rumpf und das Fett. Also los. Tu 's.«

»Ein Salvengewehr ist aber nicht sehr genau, o nein, Sir. Für Froschfresser ist es großartig, aber nicht zum Schlachten von Vieh. Und ich mag Hirn, ja, das tue ich. Meine Ma hat es immer in Butter gebraten, und das hat wunderbar geschmeckt. Ich will das Hirn nicht über halb Spanien verteilen. Ihr Gewehr ist besser.«

»Dann nimm eben das Gewehr«, sagte Sharpe und bot Harper seine Waffe an.

Kurz starrte Harper das Gewehr an, nahm es aber nicht. »Sir, das Problem ist«, sagte der riesige Ire, »dass ich letzte Nacht ein paar Tropfen zu viel getrunken habe. Meine Hände zittern, sehen Sie? Es ist besser, wenn Sie das erledigen, Sir.«

Sharpe zögerte. Die Leichte Kompanie freute sich schon auf das Weihnachtsessen: blutiges Roastbeef, Soße so dick, dass eine Ratte daran ersticken würde, und ein mit Brandy getränkter Christmas-Pudding mit Pflaumen und gutem Nierenfett. »Das ist schon verrückt, nicht wahr?«, bemerkte Sharpe. »Wäre das ein Froschfresser, ich würde noch nicht mal mit der Wimper zucken. Und das ist doch nur eine blöde Kuh.«

»Das ist ein Ochse, Sir.«

»Wo ist da der Unterschied?«

»Den können Sie nicht melken, Sir.«

»Oh – ja – stimmt«, sagte Sharpe und zielte wieder mit dem Gewehr. »Halt einfach still«, befahl er dem Ochsen und näherte sich noch einen halben Schritt, sodass die verrußte Mündung nur noch ein paar Zoll von den rauen schwarzen Haaren zwischen den traurigen Augen des Tieres entfernt war. »Ich habe mal einen Tiger geschossen«, erzählte er.

»Wirklich, Sir?«, sagte Harper, dem deutlich anzumerken war, dass ihn das nicht im Mindesten interessierte. »Dann stellen Sie sich einfach vor, das sei ein Tiger, und erschießen Sie ihn.«

Sharpe schaute in die traurigen Augen. Er hatte schon verwundete Pferde von ihrem Leid erlöst und genug Hasen, Kaninchen und Füchse geschossen, doch aus irgendeinem Grund konnte er den Abzug nicht betätigen, und dann wurde er aus seiner Not erlöst, als eine hohe, eifrige Stimme ihn vom anderen Ende des Feldes rief. »Mister Sharpe, Sir! Mister Sharpe!«

Sharpe löste den Hahn wieder, drehte sich um und sah Ensign Charles Nicholls über das Gras auf sich zu rennen. Nicholls war gerade erst in Spanien angekommen und rannte ständig, als hätte er Angst, der Krieg könne ihm entkommen. »Immer schön langsam, Mister Nicholls«, sagte Sharpe.

»Jawohl, Sir«, keuchte Ensign Nicholls, machte aber keinerlei Anstalten, den Rat zu befolgen. »Colonel Hogan, Sir«, sagte er, als er Sharpe erreichte, »er will Sie sehen, Sir. Er sagt, es seien die Froschfresser, Sir, und er sagt, wir müssen ein paar Froschfresser aufhalten, Sir, und es ist dringend.«

Sharpe warf sich das Gewehr über die Schulter. »Wir machen das dann später, Sergeant Major«, sagte er.

»Jawohl, Sir, natürlich werden wir das.«

Der Ochse schaute den Männern hinterher, senkte dann den Kopf und fraß weiter. »Wollen Sie ihn schießen, Sir?«, fragte Nicholls aufgeregt.

»Was haben Sie denn gedacht?«, erwiderte Sharpe. »Dass ich das Vieh erwürge?«

»Also, ich könnte so einen nicht erschießen, Sir«, gab Nicholls zu. »Der täte mir viel zu leid.« Er schaute Sharpe und Harper bewundernd an, und das war auch nicht verwunderlich, denn es gab niemanden in Wellingtons Armee, der mehr bewundert und gefürchtet wurde als diese beiden. Es waren Sharpe und Harper gewesen, die bei Talavera den französischen Adler erobert hatten. Sie waren bei Badajoz durch die mit Blut getränkte Bresche gestürmt, hatten während der Flucht aus Vitoria die große Straße überquert, und Nicholls konnte kaum glauben, dass er in ihrem Bataillon diene. »Glauben Sie, wir werden kämpfen müssen, Sir?«, fragte er aufgeregt.

»Ich hoffe nicht«, antwortete Sharpe.

»Nicht, Sir?« Nicholls klang enttäuscht.

»In drei Tagen haben wir Weihnachten«, sagte Sharpe. »Wollen Sie denn an Heiligabend sterben?«

»Nein, ich denke nicht, Sir«, gab Nicholls zu. Der Ensign war siebzehn, sah aber wie vierzehn aus. Er trug einen Uniformmantel aus zweiter Hand, auf den seine Mutter Tressen aus Goldspitze genäht hatte, und die Ärmel hatte

er umgekrempelt, damit sie ihm nicht über die Hände hingen. »Ich habe mir schon Sorgen gemacht«, hatte Nicholls Sharpe vor einer Woche erklärt, als er beim Bataillon eingetroffen war, »dass ich den Krieg verpassen würde. Einen Krieg zu verpassen, das wäre wirklich großes Pech.«

»Also für mich klingt das mehr nach Glück.«

»Nein, Sir! Ein Mann muss seine Pflicht erfüllen«, hatte Nicholls voller Inbrunst erklärt, und der Ensign bemühte sich wirklich eifrig, seine Pflichten zu erfüllen, und er ließ sich auch nicht entmutigen, wenn die Veteranen über seinen Eifer lachten. Er ist wie ein kleiner Hund, dachte Sharpe. Feuchte Nase, den Schwanz hoch und begierig darauf, seine Milchzähnen in den Feind zu schlagen. Aber nicht an Weihnachten, dachte Sharpe, nicht an Weihnachten, und er hoffte auch, dass Hogan sich irrte und die Froschfresser nicht auf dem Marsch waren, denn Weihnachten war nicht die Zeit zum Töten.



»Vermutlich werden Sie nicht kämpfen müssen«, sagte Colonel Hogan und nieste heftig. Er malträtierte seine Nase mit einem riesigen roten Taschentuch, dann blies er den restlichen Schnupftabak auf die Karte, die er auf einem Tisch in dem Bauernhof ausgebreitet hatte, der ihm als Quartier diente. »Es könnte nur ein Gerücht sein, Richard, mehr nicht. Und? Haben Sie Ihren Ochsen jetzt ermordet?«

»Bin nicht dazu gekommen, Sir. Und woher wissen Sie eigentlich, dass ich einen schießen wollte?«

»Ich bin der Chef des Nachrichtendienstes hier«, erklärte Hogan großspurig, »und ich weiß alles – oder zumindest fast alles. Was ich nicht weiß, Richard, ist, ob diese verdammten Froschfresser die Ost- oder die Weststraße nehmen werden. Deshalb besteht Wellington darauf, dass wir beide Routen absichern. Oder genauer gesagt werden sich die Spanier um die Oststraße kümmern und Sie und Ihre fidele Truppe sichern den Westen. Hier.« Er stieß mit dem Finger nach unten, und Sharpe schaute auf die Karte und sah eine winzige Markierung unweit der französischen Grenze. Daneben stand in Hogans extravaganter Handschrift der Name »Irati«. »Irati wird Ihnen gefallen«, bemerkte Colonel Hogan. »Ein vergessenes Kaff mitten im Nirgendwo. Ein paar Hütten und jede Menge Elend, mehr gibt es da nicht, und es wird dort auch nie mehr geben, aber genau dort werden Sie Weihnachten verbringen.«

Und das nur, weil die Franzosen vielleicht dort vorbeimarschieren würden. Durch seinen Sieg bei Vitoria hatte Wellington die französischen Armeen aus Spanien geworfen, doch die Franzosen hielten noch eine Hand voll Forts südlich der Grenze, und Hogans Spione hatten herausgefunden, dass die Garnison in Ochagavia ausbrechen und nach Frankreich fliehen wollte. In der Hoffnung, dass ihre Feinde dann zu vollgefressen und betrunken waren, plante die Garnison, an Weihnachten loszumarschieren, doch Hogan hatte Wind von dem Plan bekommen und beschloss, die beiden einzigen Routen abzusperren, die die Franzosen nutzen konnten. Die eine, die Oststraße, war eindeutig die leichtere, denn sie führte über einen niedrigen Pass nach Frankreich hinein, und Hogan vermutete, dass die Franzosen sie nehmen würden. Doch es gab auch noch einen zweiten Weg, eine enge, harte, steile Straße, die ebenfalls blockiert werden musste, und so würden die »Prince of Wales's Own Volunteers«, Sharpes Regiment, in die Hügel hinaufklettern und

Weihnachten in einem elenden Kaff mit Namen Irati verbringen.

»In Ochagavia sind mehr als tausend Mann stationiert«, erklärte Hogan, »und wir wollen nicht, dass Boney sie sich zurückholt, Richard. Sie müssen sie aufhalten.«

»Falls sie denn die Weststraße nehmen, Sir.«

»Was sie vermutlich nicht tun werden«, tröstete ihn Hogan. »Aber falls doch, Richard, dann halten Sie sie auf. Töten Sie zu Weihnachten ein paar Froschfresser für mich. Deshalb sind Sie doch zur Armee gegangen, oder? Um Froschfresser zu töten. Und jetzt los. Ich will, dass Sie in einer Stunde abrücken.«

In Wahrheit war Richard Sharpe keineswegs zur Armee gegangen, um Froschfresser zu töten. Er war zur Armee gegangen, weil er Hunger gelitten hatte und auf der Flucht vor den Bütteln gewesen war, und wenn ein Mann erst einmal den Schilling genommen und den Mantel des Königs übergezogen hatte, dann konnte das Gesetz ihm nichts mehr anhaben. Und so hatte sich Sharpe dem 33. Regiment angeschlossen und mit ihm in Flandern und Indien gekämpft, wo eine kleine britische Armee einer wilden indischen Horde auf dem blutigen Schlachtfeld von Assaye standgehalten hatte und Sharpe zum Offizier ernannt worden war. Das war nun fast zehn Jahre her, und Sharpe hatte die meiste Zeit über in Portugal und Spanien gegen die Franzosen gekämpft. Nur dass er jetzt in Dunkelgrün kämpfte, denn er war ein Rifleman, auch wenn er durch eine dieser Schicksalswendungen, wie es sie nur im Krieg gibt, im Augenblick ein Bataillon Rotröcke befehligte. Früher hatten sie als South Essex Regiment firmiert, doch nun waren sie die Prince of Wales's Own Volunteers. Allerdings war an diesem feuchten, grauen Morgen von Freiwilligkeit nichts zu erkennen. Die Männer hatten es sich in ihren spanischen Quartieren gemütlich gemacht. Sie mochten die einheimischen Mädchen, und keiner von ihnen

hatte Lust, im kalten spanischen Winter Krieg zu spielen. Sharpe ignorierte ihr Murren. Man ging nicht zur Armee, um es bequem zu haben.

Eine Stunde später marschierten vierhundertzweiundzwanzig Mann in Richtung Osten aus der Stadt und ins Tal hinunter. Es schüttete wie aus Eimern, und rasch liefen die Straßengräben und die tiefen Furchen voll, die von den schweren Feldgeschützen hinterlassen worden waren. Niemand sonst war auf dem Marsch, nur Sharpes Regiment war unterwegs, um ein Loch in den Bergen zu stopfen und die Franzosen so von der Flucht abzuhalten. Nicht dass Sharpe glaubte, er würde Weihnachten kämpfen müssen. Noch nicht einmal Hogan wusste mit Sicherheit, ob die Garnison von Ochagavia marschieren würde oder nicht, und falls die Franzosen wirklich versuchen sollten zu fliehen, dann würden sie vermutlich die Hauptstraße im Osten nehmen. Also rechnete Sharpe nur mit einem langen Marsch und einem kalten Weihnachtsfest. Doch König George wollte, dass er nach Irati marschierte, und so würde er nach Irati gehen – und Gott stehe den Froschfressern bei, sollten sie das Gleiche tun.



Colonel Jean Gudin schaute zu, wie die Trikolore eingeholt wurde. Das Fort in Ochagavia, das er vier Jahre lang kommandiert hatte, wurde aufgegeben, und das tat weh. Es war ein Eingeständnis des Versagens, und Versagen war etwas, das Gudin nur allzu gut kannte.

Doch Versagen hin oder her, soweit Gudin sehen konnte, bewachte das Fort ohnehin nichts mehr. Sicher, es beherrschte die Straße in die Berge, doch Versorgungsgüter waren nie über diese Straße transportiert worden, und so war sie auch nie von den gefürchteten Guerilleros heimgesucht worden, unter denen die anderen französischen Garnisonen in Spanien zu leiden gehabt hatten. Immer wieder und wieder hatte Gudin seine Vorgesetzten darauf hingewiesen, doch irgendwo in Paris steckte eine Nadel in einer Karte von Spanien, die die Garnison von Ochagavia repräsentierte, und niemand war bereit gewesen, diese Nadel aufzugeben – bis jetzt. Plötzlich hatte sich irgendein Bürokrat an die Existenz des Forts erinnert und erkannt, dass dort tausend gute Männer stationiert waren, die dringend zur Verteidigung des Vaterlandes benötigt wurden.

Und diese Männer bereiteten sich nun auf die Flucht vor. Dreihundert davon gehörten zu Gudins Garnison. Bei den anderen handelte es sich um Flüchtlinge, die nach der Katastrophe bei Vitoria nach Ochagavia gekommen waren. Einige dieser Flüchtlinge waren Dragoner, doch die meisten waren Infanteristen des 75. Regiments, die gerade unter ihrem Adler und dem wachsamen Blick ihres jähzornigen Chef de Bataillon, Colonel Caillou, auf dem Hof Aufstellung nahmen. Und in der Nähe der Männer des 75. drängten sich Frauen und Kinder um zwei Pferdewagen.

»Diese verdammten Weiber kommen nicht mit«, erklärte Caillou. Er saß auf einem schwarzen Hengst, den er neben Gudin lenkte. »Ich dachte, wir hätten vereinbart, die Frauen hier zu lassen.«

»Ich habe gar nichts vereinbart«, erwiderte Gudin knapp.

Caillou schnaubte verächtlich und funkelte die zitternden Weiber an. Größtenteils handelte es sich dabei um die Frauen und Mätressen von Gudins Männern. Es waren neunzig an der Zahl mit fast ebenso vielen Kindern, und

einige von ihnen trugen Babys auf dem Arm. »Das sind doch nur Spanierinnen, verdammt noch mal!«, schnappte Caillou.

»Nicht alle«, entgegnete Gudin. »Einige sind auch Französinnen.«

»Französinnen oder Spanierinnen, egal.« Caillou blieb hartnäckig. »Sie werden uns aufhalten. Eine hohe Marschgeschwindigkeit ist für unseren Erfolg von entscheidender Bedeutung, Gudin. Kühnheit! Schnelligkeit! Das bedeutet Sicherheit. Wir können die Frauen und Kinder nicht mitnehmen.«

»Wenn sie bleiben«, erwiderte Gudin stur, »dann sind sie so gut wie tot.«

»So ist der Krieg nun mal, Gudin«, erklärte Caillou. »Die Starken überleben, und die Schwachen sterben.«

»Wir sind Soldaten Frankreichs«, entgegnete Gudin steif, »und wir lassen Frauen und Kinder nicht zum Sterben zurück. Sie werden mit uns marschieren.« Jean Gudin wusste, dass sie ob dieser Entscheidung vielleicht alle sterben würden, egal ob Soldat, Frau oder Kind, aber er konnte diese spanischen Frauen einfach nicht zurücklassen, die sich französische Ehemänner gesucht und halb französische Kinder geboren hatten. Würde er sie zurücklassen, dann würden die Guerilleros sie finden und zu Verrätern erklären. Man würde sie foltern, und sie würden sterben. Nein, dachte Gudin, er konnte sie nicht zurücklassen. »Und Maria ist schwanger«, fügte er hinzu und nickte in Richtung eines Munitionswagens, auf dem eine Frau unter grauen Armeedecken lag.

»Das ist mir egal! Und wenn sie die Jungfrau Maria höchstpersönlich wäre!«, explodierte Caillou. »Wir können es uns schlicht nicht leisten, Frauen und Kinder mitzunehmen!« Caillou sah, dass seine Worte keinerlei Wirkung auf den grauhaarigen Colonel Gudin hatten, und die Sturheit des alten Offiziers machte ihn rasend vor Wut.

»Mein Gott, Gudin, kein Wunder, dass man Sie einen Versager nennt!«

»Sie gehen zu weit, Colonel«, erwiderte Gudin steif. Er war der ranghöhere der beiden Offiziere, aber nur, weil er schon länger Colonel war als der hitzköpfige Infanterist.

»Ich gehe zu weit?« Caillou spie angewidert aus. »Wenigstens ist mir Frankreich wichtiger als ein jammernder Haufen Weiber! Wenn ich meinen Adler verliere, Gudin ...«, er deutete auf die Regimentsfahne mit dem goldenen Adler, »... dann werde ich persönlich dafür sorgen, dass Sie an die Wand gestellt werden.« So ein Adler war nicht groß, eine Handspanne nur, doch die vergoldete Bronzefigur wurde von Napoleon persönlich verliehen, und so hielt jeder einzelne Adler Frankreichs Ehre in den Krallen. »Wenn Sie ihn verlieren«, knurrte Caillou wild, »dann wird es mir eine Freude sein, das Erschießungskommando persönlich zu befehligen.«

Gudin machte sich gar nicht erst die Mühe, darauf zu antworten, sondern ritt zum Tor. Er war unglaublich traurig. Caillou hat recht, dachte er, er war wirklich ein Versager. Es hatte alles in Indien begonnen, vor dreizehn Jahren. Damals hatte Gudin als Militärberater des Tippu Sultan gedient, des Herrschers von Mysore, und er hatte große Hoffnung gehabt, dass der Tippu mit französischer Hilfe die Briten in Südindien würde besiegen können. Doch die Briten hatten gewonnen. Die Hauptstadt des Tippu Sultan, Seringapatam, war gefallen, und Gudin hatte ein Jahr als Kriegsgefangener verbracht, bis er gegen einen gefangenen britischen Offizier ausgetauscht worden war. Dann war er nach Frankreich zurückgekehrt und hatte gehofft, seine Karriere würde neuen Schwung bekommen, doch stattdessen war er nur noch gescheitert. In all den Jahren war er nicht ein einziges Mal mehr befördert worden. Er hatte nur noch Pech gehabt, und nun war er der Kommandant eines nutzlosen Forts in einer öden

Landschaft, und das in einem Krieg, den Frankreich verlor. Und wenn die Flucht Erfolg haben würde? Das wäre ein Sieg, besonders, falls es ihm gelingen sollte, Caillous wertvollen Adler sicher über die Pyrenäen zu geleiten. Doch er bezweifelte, dass selbst ein Adler das Leben so vieler Frauen und Kinder wert war. Dabei wusste er ganz genau, dass diese Art zu denken sein größtes Problem darstellte. Der Kaiser würde hunderttausend Frauen und Kinder opfern, um Frankreichs Ehre zu bewahren.

Er erreichte das Tor und nickte dem Wachhabenden zu. »Sie können jetzt aufmachen«, sagte er, »und wenn wir weg sind, Sergent, dann legen Sie Feuer an die Lunten.«

»Was ist mit den Frauen, mon colonel?«, fragte der Sergent besorgt. »Kommen sie mit?«

»Ja, sie kommen mit, Pierre. Das habe ich euch doch versprochen, oder?«

Die Dragoner verließen das Fort als Erste. Es dämmerte bereits. Gudin beabsichtigte, die ganze Nacht durchzumarschieren, in der Hoffnung, die Guerilleros bei Sonnenaufgang abgehängt zu haben. Bis jetzt hatte er nur wenig von den Furcht erregenden spanischen Guerilleros bemerkt, doch diese wilden Männer hatten kaum noch Feinde in Spanien, und so kreisten sie nun wie Geier um die paar französischen Festungen, die im Land geblieben waren. Gudin hatte das Gerücht verbreiten lassen, er beabsichtige, in die Festungsstadt Pamplona zu marschieren, um die dort eingeschlossenen französischen Truppen zu verstärken, und er hoffte, so zu verhindern, dass die Guerilleros die Straßen nach Norden überwachten, doch er bezweifelte es. Seine einzige Hoffnung lag darin, nur nachts zu marschieren, und Gott stehe den Frauen und Männern bei, die nicht Schritt halten konnten, denn sie erwartete ein langsamer und furchtbarer Tod. Einige würde man bei lebendigem Leibe verbrennen, anderen die Haut abziehen, und wieder andere – nein, er

konnte es noch nicht einmal ertragen, darüber nachzudenken. Das war nicht die Art von Krieg, wie Gudin sie verstand. Das war ein Schlachten, und was Gudin am meisten aufstieß, war die Tatsache, dass die Guerilleros mit den Franzosen nur das machten, was die Franzosen zuvor den Spaniern angetan hatten.

Die Infanterie marschierte hinter ihrem geliebten Adler aus dem Fort. Die Frauen folgten ihnen. Gudin blieb noch, während der Sergent die Luntten anzündete. Dann trieb Gudin das Pferd von seinem dem Untergang geweihten Fort weg. Eine halbe Meile die Straße hinauf hielt er noch einmal an, drehte sich um und schaute zu, wie sich die Luntten zu den Sprengladungen in den Magazinen durchbrannten. Er wartete, betrachtete das Fort, das ihm so lange ein Heim gewesen war, und fragte sich, ob die Luntten vielleicht verloschen waren. Doch dann wurde die Nacht von einem grellen blutroten Licht erhellt, und einen Augenblick später hallten Explosionen durch die feuchte Dunkelheit. Flammen und Rauch quollen zwischen den Mauern hervor, als die schweren Geschütze aus ihren Stellungen gerissen wurden. Glühende Splitter flogen in den Himmel hinauf, landeten im Wintergras und entfachten kleine Feuer. Dann kehrte wieder Stille ein, und nur noch Flammen waren zu sehen. Ochagavia war regelrecht ausgeweidet worden. Und wieder habe ich versagt, dachte Gudin und betrachtete das Feuer.

»Wenn mein Adler verloren geht«, sagte Colonel Caillou, der noch einmal zu Gudin zurückgeritten war, »dann sind Sie schuld daran, Gudin.« Er war noch immer wütend darüber, dass sich die Frauen und Kinder der Kolonne hatten anschließen dürfen.

»Dann sollten Sie lieber beten, dass die Briten die Straße nicht gesperrt haben«, erwiderte Gudin. Das Fort war inzwischen nur noch ein rot glühender Trümmerhaufen.

»Ich mache mir mehr Gedanken über die Guerilleros als über die Briten«, schnaubte Caillou. »Sollten die Briten auf der Straße sein, wird Général Picard ihnen in den Rücken fallen, und wir werden sie zwischen uns zermalmen.«

Das war zumindest der Plan. Général Picard hatte sich von St. Jean Pied-de-Port nach Süden in Marsch gesetzt. Er würde die Pyrenäen auf französischer Seite hinaufklettern und sicherstellen, dass der Pass für Gudins Männer offen war. Gudin musste nur die vierzig Kilometer auf der quälenden Winterstraße überleben, die sich von Ochagavia bis zu dem Pass hinauf wand, wo Général Picard auf sie wartete.

An einem elenden Ort hoch oben in den Bergen, einem Ort mit Namen Irati.



»So schlimm ist es hier doch gar nicht«, bemerkte Sharpe, und tatsächlich, im Licht der Abenddämmerung hatte Irati etwas Pittoreskes. Es war ein Dorf voller kleiner Steinhäuser, eigentlich mehr Hütten, mit steinbedeckten Dächern, auf denen Moos wuchs. Die Häuser lagen in einem geschützten Tal an der Kreuzung zweier Bergbäche und drängten sich um eine kleine Kirche und eine große Taverne, die Casa Alta, die jedem Schutz bot, der über den Bergpass wollte. »Trotzdem verstehe ich nicht, warum jemand hier leben will«, fügte Sharpe hinzu.

»Die Leute hier sind größtenteils Schäfer«, erklärte Captain Peter d'Alembord.

»Schäfer, hm«, sagte Sharpe. »Das passt ja zu Weihnachten. Ich erinnere mich da an was mit Schäfern –

mit Schäfern und weisen Männern. Das stimmt doch, oder?«

»In der Tat, Sir«, erwiderte d'Alembord. Er konnte sich einfach nicht daran gewöhnen, dass Sharpe keinerlei Bildung genossen hatte. Lesen hatte Sharpe als Gefangener in Indien gelernt und den Rest dessen, was er wusste, hatte er sich in seiner Zeit bei der Armee angeeignet.

»Im Waisenhaus hat uns immer so ein Kerl die Weihnachtsgeschichte vorgelesen«, erinnerte sich Sharpe. »Ein großer, fatter Kerl war das, mit komischem Schnurrbart. Er sah ein wenig wie der Sergeant aus, der in Salamanca die Kartätsche in den Bauch bekommen hat. Wir mussten immer ganz ruhig dasitzen und zuhören, und wenn einer von uns gegähnt hat, ist der Fettsack aufgesprungen und hat demjenigen die Heilige Schrift um die Ohren gehauen. Im einen Augenblick herrschte noch Frieden auf Erden, und im nächsten flog man mit dicken Ohren durch den Raum.«

»Aber zumindest haben Sie so die Heilige Schrift gelernt«, bemerkte d'Alembord.

»Ich habe Stehlen gelernt«, erklärte Sharpe fröhlich. »Ich habe gelernt, wie man jemandem die Kehle durchschneidet und ihm die Börse klaut. Alles nützliche Lektionen, Dally. Was die Heilige Schrift betrifft, so habe ich die meisten Geschichten daraus in Indien gelernt. Dort habe ich mit einem schottischen Colonel zusammengearbeitet, der ständig die Nase in der Bibel hatte.« Die Erinnerung ließ Sharpe lächeln. Er marschierte nach Norden und stieg die Straße hinauf, die von Irati zur nicht weit entfernten französischen Grenze führte. Südlich des Dorfes hatte er bereits eine Stelle gefunden, wo sein Bataillon die fliehende Garnison aufhalten konnte, und jetzt wollte er sicherstellen, dass keine Froschfresser in seinem Rücken lauerten.

»Hat Ihnen Indien gefallen?«, fragte d'Alembord.

»Es war ein wenig heiß«, antwortete Sharpe, »und das Essen konnte einem schneller die Eingeweide aufreißen als eine Musketenkugel, aber ja, es hat mir gefallen. In Indien habe ich unter dem besten Colonel gedient, den ich je gehabt habe.«

»Meinen Sie den Schotten?«, fragte d'Alembord.

»Nicht McCandless, nein.« Sharpe lachte. »McCandless war ein guter Kerl, aber auch ein wenig kleinlich, und seine Bibelsprüche kamen mir verdammt schnell zu den Ohren raus. Nein, der Mann, den ich meine, war ein Crapaud. Aber das ist eine lange Geschichte, Dally, und ich will Sie nicht langweilen, doch eine Zeitlang habe ich in Indien mit dem Feind gedient – absichtlich sogar.«

»Absichtlich?« D'Alembord klang überrascht.

»Das war alles ganz offiziell«, erklärte Sharpe, »und zu guter Letzt habe ich unter einem Colonel Gudin gedient. Er war sehr gut zu mir, dieser Colonel Gudin. Er wollte sogar, dass ich ihn nach Frankreich begleite, und ich muss gestehen, dass ich in Versuchung war.«

»Wirklich?«

»Gudin war ein netter Kerl«, sagte Sharpe, »aber das war vor langer Zeit, Dally, vor sehr, sehr langer Zeit.« Und damit war das Gespräch für Sharpe beendet. D'Alembord wünschte, Sharpe würde ihm die ganze Geschichte von Colonel Gudin erzählen, aber er wusste, wenn Sharpe erst einmal gesagt hatte, es sei schon lange her, dann waren keine weiteren Erinnerungen mehr aus ihm herauszubekommen. D'Alembord hatte gesehen, wie Leute versucht hatten, von Sharpe zu erfahren, wie er den französischen Adler bei Talavera erobert hatte. Sharpe hatte dann immer nur mit den Schultern gezuckt und erklärt, dass das jeder hätte tun können. Er habe einfach Glück gehabt und sei zur rechten Zeit am rechten Ort gewesen. Das Ding habe halt nach einem neuen Besitzer gesucht, sagte er. Aber sicher doch, dachte d'Alembord.

Sharpe war schlicht und ergreifend der beste Soldat, den er je kennengelernt hatte, und er würde auch keinen besseren mehr kennenlernen – davon war er fest überzeugt.

Sharpe blieb auf dem Sattel des Passes stehen und holte ein Fernrohr aus der Tasche seines grünen Jacketts. Die Außenhülle des Fernrohrs war aus Ebenholz, und auf einer Goldplakette stand dort auf Französisch: »Für Joseph, König von Spanien und Westindien, von seinem Bruder Napoleon, Kaiser von Frankreich.« Das war wieder so eine Geschichte, die Sharpe nicht erzählen wollte. Jetzt richtete er das teure Gerät nach Norden, um die nebelverhangenen Hänge jenseits der Grenze abzusuchen. Er sah Felsen, verkrüppelte Bäume, das Funkeln eines Bergbachs und jenseits davon die Gipfel der Berge. Das ist ein kaltes, nasses und hartes Land, dachte er, kein Ort für meine Soldaten, um dort Weihnachten zu verbringen. »Nicht ein Froschfresser zu sehen«, bemerkte Sharpe glücklich. Er wollte gerade das Fernrohr wieder senken, als er an einem fernen Hang eine Bewegung wahrnahm. Dort führte die Straße durch eine Kamm, und Sharpe hielt den Atem an, während er in die schmale Schlucht starrte.

»Was ist?«, verlangte d'Alembord zu wissen.

Sharpe antwortete ihm nicht. Er starrte einfach nur auf den Riss in der Felslandschaft, aus dem plötzlich eine Armee auftauchte. Oder zumindest sah es wie eine Armee aus. Eine Kolonne Infanterie nach der anderen marschierte in grauen Mänteln aus der Schlucht. Und sie kamen aus Frankreich. Sharpe gab d'Alembord das Fernrohr. »Sagen Sie mir, was Sie da sehen, Dally.«

D'Alembord richtete das Fernrohr auf den Hang und fluchte leise. »Ich schätze, das ist mindestens eine Brigade, Sir.«

»Und sie kommen auch noch aus der falschen Richtung«, fügte Sharpe hinzu. Ohne Fernrohr konnte er den fernen

Feind nicht sehen, aber er konnte sich denken, was sie vorhatten. Die Garnison würde versuchen, über diese Straße zu entkommen, und die französische Brigade war geschickt worden, um sicherzustellen, dass die Grenze offen war. »Sie werden es diese Nacht nicht mehr bis hierher schaffen«, sagte Sharpe. Die Sonne war bereits hinter den Gipfeln im Westen versunken, und die ersten Schatten der Nacht fielen aufs Land.

»Aber morgen sind sie hier«, sagte d'Alembord nervös.

»Aye, morgen. An Heiligabend«, sagte Sharpe.

»Und es sind verdammt viele«, bemerkte d'Alembord.

»Stimmt.« Sharpe nahm wieder das Fernrohr und schaute zu den näher rückenden Franzosen hinüber. »Keine Artillerie«, sagte er, »und auch keine Kavallerie. Nur Infanterie – jedenfalls bis jetzt.« Er beobachtete sie im schwächer werdenden Licht, bis er davon überzeugt war, dass auch keine Reiter und Kanonen mehr kommen würden. »Fässer, Dally«, sagte er. »Das brauchen wir. Fässer.«

»Fässer, Sir?« D'Alembord starrte Sharpe an, als sei er plötzlich verrückt geworden.

»Da ist doch diese Taverne in Irati, Dally. Da müssen doch jede Menge Fässer sein. Ich will, dass sie hierhergebracht werden, und zwar noch heute Nacht.«

Denn morgen würden sie einen Feind hinter sich und einen vor sich haben. Sie würden eine Straße halten und eine Schlacht gewinnen müssen. Und das alles an Weihnachten.



Général Maximilien Picard war ein missmutiger Mann. Seine Brigade war spät dran. Eigentlich hatte er gegen Mittag in Irati sein wollen, doch seine Männer marschierten wie eine Herde alter Ziegen, und als die Nacht anbrach, standen ihnen noch immer ein steiles Tal und ein gefährlicher Hang bevor. So waren sie gezwungen, einen halben Tagesmarsch von ihrem Ziel entfernt noch mal zu biwakieren. Das Lager wurde in einem tiefen, feuchten Tal aufgeschlagen, einem furchtbar öden Ort. Den Soldaten war hundeelend zumute, und das wiederum freute Général Picard. Die meisten seiner Männer waren dienstverpflichtet. Sie mussten abgehärtet werden, und eine Nacht zwischen kalten Felsen würde helfen, sie von der Mutterbrust zu entwöhnen.

Das einzige Brennmaterial waren Stücke von ein paar verkrüppelten Bäumen in schneeverwehten Löchern, doch die meisten von Picards Männern wussten noch nicht einmal, wie man mit feuchtem Holz Feuer machte. Also mussten sie leiden. Ihr Proviant bestand ausschließlich aus hartgebackenem Brot, das sie an Schnüren um den Hals trugen, doch wenigstens bot der Bach ihnen genügend kaltes, frisches Wasser. »Noch vierzehn Tage«, bemerkte Picard, »und der Bach ist zugefroren.«

»Dann ist es hier genauso schlimm wie in Russland«, bemerkte Major Santon, Picards Stabschef.

»Nichts ist so schlimm wie in Russland«, widersprach ihm Picard, obwohl er selbst den Russlandfeldzug sogar genossen hatte. Er war einer der wenigen Männer gewesen, die dort gut zurechtgekommen waren, doch Picard war auch an Erfolg gewöhnt. Damit war er genau das Gegenteil von Colonel Gudin, dessen Garnison er retten sollte. »Gudin ist ein nutzloses Stück Knorpel«, bemerkte Picard.

»Ich habe ihn nie kennengelernt«, sagte Santon.

»Hoffen wir, dass Sie ihn morgen kennenlernen, doch wie ich Gudin kenne, wird er wieder Mist bauen.« Picard beugte sich über das Feuer, um seine Pfeife zu entzünden, und das Licht der Flammen betonte die Falten in seiner gebräunten Haut. Er sog den Rauch ein und lehnte sich dann wieder zurück. »Ich kenne Gudin schon lange«, erzählte er. »Früher ist er ein vielversprechender Offizier gewesen, doch dann kam Indien.« Picard zuckte mit den Schultern. »Er hat Pech gehabt, aber das ist typisch für Gudin. Er hat immer Pech, und Sie wissen ja, was der Kaiser über Glück sagt: Glück ist das Einzige, was ein Soldat wirklich braucht.«

»Das Glück kann sich aber auch wenden«, bemerkte Santon.

»Nicht bei Gudin«, sagte Picard. »Der Mann ist vom Pech verfolgt. Er meint es immer gut, und er versteht sein Handwerk, aber das Schicksal mag ihn einfach nicht. Hätte das 75. nicht Zuflucht bei ihm gesucht, wir hätten ihn in Spanien verrotten lassen.«

Santon schaute zu den dunklen Höhen hinauf, die die Grenze markierten. »Hoffen wir, dass die Briten nicht dort auf ihn warten.«

Picard schnaubte verächtlich. »Lassen Sie uns lieber hoffen, dass sie es tun! Was werden sie wohl schicken? Ein Bataillon? Zwei? Glauben Sie etwa, wir können uns nicht durch zwei verdamnte Bataillone schießen?« Der Gedanke an einen bevorstehenden Kampf ließ ihn lächeln. »Wir werden die Grenadiere als Vorhut schicken, dann können sie sich ein paar Rosbifs zum Frühstück schießen.«

»Dienstverpflichtete Grenadiere«, bemerkte Santon leise.

Picard knurrte und schaute säuerlich drein, doch Santon hatte natürlich recht. Man konnte einen Mann in eine Uniform stecken, aber das machte ihn noch lange nicht zu einem Soldaten, und Picards Männer waren jung, verängstigt und unerfahren. Das hier war kein Vergleich zu

den Soldaten, die nach Russland marschiert waren. Das waren noch echte Männer gewesen, hart wie Stahl, doch nicht hart genug für den russischen Winter. »Die Briten werden uns in Ruhe lassen«, erklärte Picard abschätzig. »Wenn wir in Irati ankommen, wird niemand dort sein. Was gibt es dort überhaupt?«

»Nichts«, antwortete Santon. »Nur ein paar Schäfer.«

»Dann gibt es zu Weihnachten also Hammelfleisch und Schäferinnen«, sagte Picard. »Eine letzte Kostprobe Spaniens.« Der Général lächelte erwartungsvoll. Irati mochte ja ein elender Haufen Hütten an der Grenze sein, aber es war ein feindlicher Haufen Hütten, und das hieß Plündern. Und Picard hoffte trotzdem immer noch, dass wenigstens ein paar Rosbifs das kleine Dorf bewachten, denn seiner Meinung nach konnten seine Frischlinge einen Kampf gut vertragen. Die meisten rasierten sich noch nicht einmal, und sie sollten sich lieber schnell an Blut gewöhnen, bevor Wellingtons Armee über die Pyrenäen und auf die Felder Frankreichs strömte. Gib einem jungen Soldaten einen Sieg, dachte Picard, und er wird mehr wollen. Und genau das war das Problem mit Colonel Gudin: Er hatte sich an die Niederlagen gewöhnt. Doch Picard war ein Gewinner. Er war ein kleiner Mann, genau wie der Kaiser, und ebenso erbarmungslos. Er war ein Soldat Frankreichs, der seine Brigade durch das Schlachthaus im russischen Winter geführt hatte, und er hatte eine Spur toter Kosaken hinterlassen. Sollten irgendwelche Rosbifs es wagen, sich ihm am Morgen entgegenzustellen, dann würde er ihnen zeigen, wie ein Veteran des Russlandfeldzugs Krieg führte. Er würde ihnen ein Weihnachten bereiten, das sie nie vergessen würden, ein Weihnachten voller Blut an einem harten, kalten Ort, denn er war Général Maximilien Picard, und er verlor nie!



»Irgendwie kommt mir das nicht richtig vor«, bemerkte Sharpe. »An Weihnachten zu kämpfen.«

»Weihnachten ist erst morgen, Sir«, erwiderte Harper, als mache das den Kampf heute irgendwie akzeptabler.

»Wenn wir heute kämpfen«, sagte Sharpe, »dann behalt den jungen Nicholls im Auge. Ich will nicht schon wieder einen Ensign verlieren.«

Ensign Nicholls stand im Zentrum von Sharpes Linie, direkt unter der Regimentsfahne. Die Prince of Wales' Own Volunteers warteten fünfzig Schritt von der Grenze entfernt, die von einem Steinhauften markiert wurde. Verdeckt von einer Kuppe würde ein von Süden kommender Franzose sie erst im letzten Augenblick sehen. Hinter ihnen, auf der spanischen Seite, führte der Pass sanft zum Dorf hinauf, während es jenseits der Kuppe steil bergab ging. Die Straße verlief in engen Serpentin, und die feindliche Brigade würde bereits einen anstrengenden Aufstieg hinter sich haben, wenn sie sich plötzlich Sharpes Musketen gegenüber sah. »Das wird, als würde man Ratten in einer Grube abschießen«, bemerkte Harper fröhlich, und da hatte er wohl recht, doch die feindliche Brigade blieb ein Ärgernis. Allein ihre Anwesenheit bedeutete, dass Sharpe mit seinem Bataillon an der Grenze würde bleiben müssen. An der Südstraße hatte er nur einen kleinen Trupp zurücklassen können, um der fliehenden Garnison den Weg zu versperren. Captain Smith kommandierte die Männer dort, und er würde Sharpe warnen, sollte die Garnison in Sicht kommen. Aber was würde Sharpe dann tun? Wenn er mit seinen Männern nach Süden marschierte, würde die feindliche Brigade den Hang überwinden und ihm in den

Rücken fallen, und wenn er auf der Kuppe blieb, dann würden die Truppen der Garnison hinter ihm im Tal auftauchen. So oder so würde er zwischen zwei größeren Verbänden gefangen sein. Er musste einfach hoffen, dass die Garnison heute nicht mehr auftauchte.

Es war noch immer kein Zipfel von den Franzosen zu sehen, die in dem tiefen Tal jenseits der Grenze gelagert hatten. Inzwischen waren sie mit Sicherheit bis auf die Knochen durchgefroren. Sie waren kalt, nass, verängstigt und unglücklich, während Sharpes Männer es sich an diesem elenden Ort so gemütlich gemacht hatten, wie es eben ging. Mit Ausnahme der Wachtposten hatte sein gesamtes Bataillon die Nacht in den warmen Häusern verbracht, wo sie auch ein gutes Frühstück aus doppelt gebackenem Brot, Salzfleisch und starkem Tee bekommen hatten.

Sharpe stampfte mit den Füßen auf und blies in seine kalten Hände. Wann würden die Franzosen kommen? Er hatte es nicht wirklich eilig, denn je länger sie sich Zeit ließen, desto besser standen seine Chancen, ihnen für den Tag den Zugang zum Dorf zu verwehren, aber er zeigte die typische Ungeduld eines Soldaten, der diese üble Sache einfach hinter sich bringen wollte. Und übel würde es vor allem für die Franzosen werden, denn Sharpe hatte ihnen auf der Straße eine Falle gestellt.

Diese Straße wand sich von der Grenze in einen Talkessel hinab, von wo aus man in das noch tiefere Tal schauen konnte, wo die Franzosen eine unangenehme Nacht verbracht hatten, und in dem höher gelegenen Tal, in das nun die ersten grauen Sonnenstrahlen fielen, standen einundzwanzig große Weinfässer. Die Fässer waren jeweils zu dritt in insgesamt sieben Gruppen zusammengestellt, und diese Gruppen versperrten hintereinander den schmalen Pfad, über den die Franzosen kommen mussten.

Und über den Fässern lauerten die sechzehn Riflemen, die sich inzwischen genau wie Sharpe den Prince of Wales's Own Volunteers angeschlossen hatten. Die Franzosen hassten Riflemen. Sie selbst benutzten keine Gewehre, da sie glaubten, sie ließen sich zu langsam laden, doch Sharpe liebte diese Waffe. In der Schlacht mochte sie ja langsam sein, doch sie konnte den Feind auf fünfmal so große Entfernung töten wie eine Muskete mit glattem Lauf, und Sharpe hatte schon mehr als einmal gesehen, wie eine Hand voll Riflemen den Ausgang einer Schlacht bestimmt hatten. Sergeant Major Harper befehligte die Riflemen im oberen Tal, und Sharpe wusste, dass sie mit tödlicher Effizienz kämpfen würden.

Sharpe drehte sich um und schaute in Richtung Süden, nach Spanien. Er konnte Irati nicht sehen, denn das Dorf lag über eine Meile weit entfernt, und die Männer, die dort die Straße absicherten, waren noch einmal eine halbe Meile weiter weg. Plötzlich machte er sich Sorgen, dass er Captain Smith' Warnschüsse nicht hören würde, doch jetzt war es zu spät, um noch etwas an dem Plan zu ändern. Also hör gefälligst auf, dir Sorgen zu machen, ermahnte er sich selbst. Es ist sinnlos, sich über etwas den Kopf zu zerbrechen, was man ohnehin nicht ändern kann.

»Der Feind, Sir«, sagte d'Alembord leise, und Sharpe drehte sich wieder um.

Die Franzosen waren da. Es waren noch nicht viele, nur eine halbe Grenadierkompanie, die Elite der feindlichen Infanterie. Er erkannte sie als Grenadiere, weil sie die typischen hohen Bärenfellmützen trugen mit dem gelben Granatenabzeichen, doch keiner der Männer – das sah Sharpe durch sein Fernrohr – hatte eine rote Feder an der Mütze. Französischen Grenadieren war diese Feder sehr wichtig, und im Feld steckten sie sie häufig in eine Lederröhre, die sie an ihrem Bajonettgehänge befestigten. Die Feder wurde nur für Paraden herausgeholt oder um

Frauen zu beeindrucken. Sie kämpften ohne sie, genauso wie sie trotz des Namens auch ohne Granaten kämpften. Granaten hatte Sharpe bisher nur an Bord von Kriegsschiffen gesehen, und das war auch kein Wunder: Granaten waren schwer zu entzünden, und da sie größtenteils aus Glas bestanden, konnte man sie auch nur schlecht transportieren. Diese Grenadiere würden mit Musketen und Bajonetten kämpfen, aber sie sahen sich fünfzehn Gewehren und einundzwanzig Weinfässern gegenüber.

»Dreißig«, zählte Sharpe, während sich der Feind näherte, »vierzig, fünfundvierzig, sechzig – nur Grenadiere, Dally.«

»Also schicken sie ihre besten Männer voraus.«

»Sieht so aus«, erwiderte Sharpe, der weiter durch sein Fernrohr schaute. Die Franzosen hatten die Fässer inzwischen gesehen, und sie waren verwirrt davon. Sie waren stehen geblieben und schienen aufgeregt zu diskutieren. »Offenbar bereiten wir ihnen Kopfzerbrechen«, bemerkte Sharpe.

»Sie werden hoffen, kostenlosen Wein für Weihnachten gefunden zu haben«, sagte d'Alembord.

Einige der französischen Grenadiere starrten den Hang hinauf, doch sie konnten keine Feinde sehen, denn die britischen Soldaten waren hinter der Kuppe verborgen, und Sharpe und d'Alembord hatten sich hinter dem Steinhaufen versteckt, der als Grenzmarkierung diente. Der Feind rückte noch immer nicht vor, doch schließlich ging ein Offizier mit einem Säbel an der Seite auf die Fässer zu. »Das ist sein Glückstag«, sagte Sharpe.

Die Grenadiere blieben zurück, während sich der Offizier dem seltsamen Hindernis näherte. Der Mann war vorsichtig wie jeder an der spanischen Grenze, doch die Fässer sahen recht unschuldig aus. Der Offizier beugte sich über das erstbeste Fass, schnüffelte daran und zog seinen Säbel, um

den Korken damit herauszuhebeln. Dann schnüffelte er erneut. »Er hat den Wein gefunden«, sagte Sharpe.

Der Offizier drehte sich um und rief den Grenadieren etwas zu. Beruhigt, nur spanischen Tinto vor sich zu haben, rannten die Männer los. Nun erschienen auch weitere Soldaten hinter ihnen, und die stürzten sich ebenfalls auf die unerwartete Beute. Mit ihren Bajonetten brachen die Männer die Korken aus den Fässern, dann kippten sie sie, um den Inhalt in ihre leeren Feldflaschen zu gießen. Eine kleine Gruppe versammelte sich um die ersten drei Fässer, und eine zweite, größere lief geradewegs zum zweiten Hindernis. »Wenn die wüssten, was sie da erwartet«, sagte Sharpe.

Zwei der Fässer in der zweiten Gruppe enthielten nichts als Steine, doch das dritte, das mittlere, war zur Hälfte mit Schießpulver gefüllt. Die andere Hälfte bestand aus Eisensplintern und scharfen Steinen, und darin steckte ein Stab, den Rifleman Hagman hineingeklopft hatte. Ein mit Schießpulver getränkter Stoffstreifen war darumgewickelt, der als langsam brennende Zündschnur diente. Keiner der Grenadiere bemerkte die kleinen Löcher, die in das Fass gebohrt worden waren, um das Feuer mit Luft zu versorgen, und sie sahen auch nicht die winzigen Rauchfahnen, die von der Zündschnur aufstiegen. Sie freuten sich einfach nur auf den Wein, und so schlugen sie den Korken weg und warfen das Fass um.

Eine Sekunde lang glaubte Sharpe, seine Falle habe versagt, doch dann verschwand das kleine Tal in grau-weißem Pulverrauch, durch den eine grelle Flamme zuckte. Der Rauch sammelte sich in dem Talkessel und verbarg das furchtbare Gemetzel, das die Explosion angerichtet hatte. Dann, als der feuchte Wind den Rauch nach Norden trieb, hallte der Donner den Hang herauf. Es war ein Geräusch, als hätte jemand die Pforten der Hölle zugeschlagen, und es hallte von den Talwänden wider. Ein halbes Dutzend

Grenadiere war tot. Einer, dem die Explosion den Rücken aufgerissen hatte, lag ausgestreckt auf der Straße, während andere blutend umhertaumelten. Dann verhallte das Geräusch, und eine seltsame Stille senkte sich über die Hügel, nur unterbrochen von den Schreien der Verwundeten.

»Die armen Kerle«, sagte d'Alembord, denn der Rauch verzog sich allmählich, und er konnte die Leichen auf der Straße sehen. Dann eröffneten die Riflemen das Feuer.

Auf diese kurze Distanz konnten Sharpes Riflemen ihr Ziel gar nicht verfehlen. Sie kauerten hinter den Felsen auf beiden Seiten des Tals. Zuerst erledigten sie die überlebenden Offiziere, dann erschossen sie die Unteroffiziere, und nachdem die Grünjacken zwei Salven abgefeuert hatten, waren die Franzosen aus dem kleinen Tal verschwunden. Sie waren über die Kuppe nach unten geflohen und hatten ein Dutzend Tote und mehr als doppelt so viele Verwundete zurückgelassen.

Die Schlacht um Irati hatte begonnen.



In gewisser Hinsicht hatte Colonel Gudin ganz untypisch Glück gehabt, denn nicht ein Guerillero hatte seine Kolonne auf der dunklen Nordstraße behelligt, doch in jeder anderen Hinsicht hatte sein normales Pech Bestand gehabt. Zuerst war eines der Dragonerpferde in einer gefrorenen Straßenrinne gestolpert und hatte sich das Bein gebrochen. An sich war das noch kein allzu großes Unglück, und das arme Tier wurde rasch von seinem Leid befreit, aber in der Dunkelheit der Nacht hatte der Vorfall zu einer längeren Verzögerung geführt. Schließlich war der Kadaver von der

Straße geschleift worden, und die Kolonne war weitergetrottet. Es dauerte jedoch nicht lange, da nahmen die Dragoner der Vorhut eine falsche Abzweigung. Wenigstens war das nicht Gudins Schuld – ebenso wenig wie der Sturz des Pferdes –, aber es war typisch für sein Pech, und erst kurz vor Sonnenaufgang hatte die Kolonne wieder den richtigen Weg zum Pass hinauf gefunden. Zu diesem Zeitpunkt hatte Gudin sein Pferd bereits einem seiner Lieutenants gegeben, der an Fieber litt und kaum noch laufen konnte.

Colonel Caillou kochte vor Wut ob der Verzögerung. Er behauptete, in seinem ganzen Soldatenleben noch nie so viel Unfähigkeit gesehen zu haben. Jeder Dorftrottel würde das besser machen als Gudin, erklärte er. »Wir sollen um Mittag am Pass sein«, sagte er, »aber jetzt können wir schon von Glück sagen, wenn wir es bis zum Einbruch der Nacht schaffen!«

Gudin ignorierte Caillous Fluchen. Sie konnten ohnehin nichts anderes tun, als weiterzumarschieren, und dankbar dafür sein, dass die Guerilleros brav in ihren Betten schliefen. In drei Tagen, sinnierte Gudin, würde er wieder in einem Depot in Frankreich sein. In Sicherheit. Und solange am Pass keine Briten auf sie warteten, würde er auch Caillous Adler retten und so dem Erschießungskommando entgehen.

Kurz nach Sonnenaufgang passierte der nächste Unfall. Zwei Pferdekarren begleiteten die Kolonne. Auf einem fuhr die hochschwangere Maria, und der andere transportierte die wenigen Habseligkeiten, die sie aus dem Fort hatten mitnehmen können. Die Vorderachse des zweiten Karrens brach, und plötzlich zogen die Pferde nur noch splitternde Holzstümpfe über die zerklüftete Straße. Gudin seufzte. Ihnen blieb nichts anderes übrig, als den Karren mit allem Hab und Gut zurückzulassen. Es waren wertlose Dinge, aber das Eigentum von Männern, die ohnehin nur wenig

besaßen. Gudin ließ seine Männer das Gepäck durchsuchen, um zu sehen, was sie noch auf dem Rücken tragen konnten. Caillou verfluchte Gudin und erklärte, das sei Zeitverschwendung, und Gudin wusste, dass Caillou recht hatte, aber auch diesmal war es nicht seine Schuld. Also rettete er, was er retten konnte, und befahl, den Karren von der Straße zu wuchten. Zu dem, was zurückblieb, gehörten auch seine Bücher. Es waren nicht viele, doch Gudin liebte sie alle, aber sie waren schlicht zu schwer, als dass irgendjemand sie in seinem Tornister hätte mitschleppen können. Gudin rettete nur seine Tagebücher, einschließlich der beiden Bände, die er in Indien geschrieben hatte, als er geglaubt hatte, die Briten aus Mysore vertreiben zu können. Aber die Rotröcke hatten gewonnen, und seitdem war nichts mehr so, wie es mal gewesen war.

Gudin dachte oft an Indien. Als er dort gewesen war, hatte er häufig über die Fliegen und die Hitze geflucht, doch seit der Rückkehr nach Europa hatte er seinen Weggang mehr und mehr bereut. Er vermisste die Gerüche, die Farben und das Geheimnisvolle. Er vermisste das bunte Spektakel einer indischen Armee auf dem Marsch, und er vermisste die Sonne und die Wildheit des Monsuns. Aber vor allem vermisste er seinen eigenen jugendlichen Optimismus. In Indien hatte er noch eine Zukunft gehabt, danach nicht mehr. Und manchmal, wenn er sich wieder einmal selbst bemitleidete, gab er alle Schuld daran einem jungen Mann, den er sehr gemocht hatte, einem Engländer mit Namen Sharpe. Es war Sharpe gewesen, der für Gudins erste große Niederlage verantwortlich gewesen war. Richard Sharpe war der perfekte Soldat gewesen, erinnerte sich Gudin. Oh, wie der Kaiser Sharpe geliebt hätte! So viel Glück ...

Nun war da wieder ein Sharpe, ein Offizier in Spanien, dessen Name die Franzosen verfolgte, und manchmal

fragte sich Gudin, ob es sich dabei wohl um denselben Mann handelte. Allerdings war das eher unwahrscheinlich, denn bei den Briten wurden einfache Soldaten nur selten in den Offiziersstand erhoben. Außerdem war dieser Sharpe hier ein Rifleman, während Gudins Sharpe ein Rotrock gewesen war. Trotzdem hoffte Gudin bisweilen, dass es derselbe Mann war, denn er hatte den jungen Richard Sharpe gemocht. Er vermutete jedoch, dass sein Sharpe schon längst tot war. Nicht viele Europäer überlebten Indien. Wenn der Feind sie nicht erledigte, dann das Fieber.

Gudin marschierte weiter, sinnierte über Indien und versuchte, Colonel Caillous Beleidigungen zu ignorieren. Das schwangere Mädchen hatte Schmerzen und weinte, und der Garnisonsarzt, ein verwöhnter Pariser, der es gehasst hatte, in den Pyrenäen stationiert zu sein, erklärte Gudin, das Mädchen sei dem Tode geweiht. »Sie kann nicht auf natürliche Art gebären«, versicherte er seinem Kommandeur, »daher wäre es besser, sie einfach zu erschießen. Ihr Heulen macht die Männer nur nervös.«

»Das ist Ihre medizinische Meinung?«, fragte Gudin wütend. »Wir sollen sie erschießen?«

»Ja, wir sollten sie von ihrem Leid erlösen.«

»Und warum kann sie nicht auf natürliche Art gebären?«

»Weil das Kind verkehrt liegt«, antwortete der Arzt, »nicht mit dem Kopf nach vorn. Wir springen kopfüber in die Welt, Colonel, nicht mit den Füßen zuerst.«

»Dann schneiden Sie sie doch auf.«

»Hier?« Der Arzt lachte. »Wenn ich sie aufschneide, wird sie sterben, und wenn ich sie nicht aufschneide, stirbt sie auch. Mon colonel, unter diesen Umständen ist die Pistole das beste medizinische Instrument.«

»Sorgen Sie einfach dafür, dass sie bis Irati überlebt«, befahl Gudin müde. »Dort können Sie dann operieren.«

»Wenn sie es denn bis dahin schafft«, murmelte der Arzt vor sich hin. Just in diesem Augenblick hallte ein Donnern vom Berg vor ihnen herüber. Oder jedenfalls klang es wie Donnern, nur waren da keine Gewitterwolken zu sehen, und kurz darauf wehte der Wind den Schwarzpulvergeruch von Musketenfeuer heran.

Caillou galoppierte zu Gudin zurück und grinste triumphierend. »Sehen Sie? Das ist der Feind vor uns!«

»Das wissen wir noch nicht«, erwiderte Gudin. »Das Geräusch könnte von überall gekommen sein.«

»Sie warten auf uns«, erklärte Caillou und deutete mit dramatischer Geste den Hügel hinauf. »Und hätten wir die Frauen zurückgelassen, wären wir schon längst da oben. Das ist Ihre Schuld, Gudin! Ich schwöre Ihnen: Sollte mein Adler verloren gehen, wird der Kaiser von Ihrem Versagen erfahren.«

»Sie können dem Kaiser erzählen, was Sie wollen«, entgegnete Gudin resigniert.

»Lassen Sie endlich die Frauen zurück!«, forderte Caillou. »Hier und jetzt! Lassen Sie sie zurück! Marschieren Sie in Richtung des Musketenfeuers und sorgen Sie dafür, dass wir noch vor Einbruch der Nacht dort ankommen!«

»Ich werde die Frauen nicht zurücklassen«, erklärte Gudin. »Und wir werden Irati trotzdem lange vor Sonnenuntergang erreichen. So weit ist das nicht mehr.«

Caillou spie angewidert aus und galoppierte wieder davon. Colonel Gudin seufzte und ging weiter. Seine Fersen waren wund, doch er würde sich sein Pferd nicht zurückholen, denn er wusste, dass die Not des Lieutenants größer war als seine. Auch würde er die Frauen seiner Männer nicht einfach aufgeben, und so marschierte er einfach weiter und versuchte das Stöhnen und Jammern des schwangeren Mädchens zu verdrängen. Gudin war kein frommer Mann, aber als er in Richtung der fernen Salven

den Hang hinaufstieg, da betete er. Er betete, dass Gott ihm einen Sieg schenken möge, nur einen einzigen kleinen Sieg, damit seine Karriere nicht in Schande oder gar vor einem Erschießungskommando endete. Ein Weihnachtswunder, das war alles, worum er bat, nur ein kleines Wunder als Ausgleich für ein Leben voller Niederlagen.



Général Maximilien Picard bahnte sich einen Weg durch die in Panik geratenen Männer und baute sich am Eingang des kleinen Tals auf. Er konnte die toten Grenadiere sehen, die zerfetzten Fässer und jenseits davon weitere Fässer auf der Straße. Eine Gewehrkugel zischte an seinem Kopf vorbei, doch Picard ignorierte die Bedrohung. Er war ein Glückskind, und nichts und niemand auf dieser Welt konnte ihm dieses Glück streitig machen.

»Santon!«, schnappte er.

»Mon général?« Major Santon widerstand dem Instinkt, sich in Deckung zu werfen.

»Eine Kompanie da rauf. Sie sollen die Fässer mit Salvenfeuer zerstören. Verstanden?«

»Jawohl, mon général.«

»Und wenn Sie schon dabei sind – schicken Sie die Voltigeure die Hänge rauf.« Der General deutete auf die Stellen, wo grau-weißer Rauch die Position der Riflemen verriet. Allerdings wusste er nicht, dass es sich um Riflemen handelte, sonst wäre er wohl vorsichtiger gewesen. Stattdessen ging er davon aus, es mit Guerilleros zu tun zu haben. Aber wer auch immer das sein mochte, die

französische Leichte Infanterie würde sie aus ihren Löchern jagen. »Sofort!«, brüllte Picard den Major an. »Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit!« Er drehte sich um, und eine Kugel traf seinen Mantel und ließ ihn flattern wie ein Banner im Wind. Picard wirbelte noch einmal herum, sah den Rauch aus der Mündung eines Gewehrs und richtete den Finger darauf. »Bastarde«, knurrte er und ging davon. »Bastarde.« Weihnachten hin oder her, jetzt würde er ihnen eine Lektion erteilen.



Hornist!«, rief Sharpe, und der dreizehnjährige Junge rannte herbei und stellte sich neben seinen Major. »Blas zum Rückzug«, befahl Sharpe und sah, wie Peter d'Alembord fragend die Augenbraue hob. »Jeden Augenblick«, erklärte Sharpe, »werden die Froschfresser ihre Voltigeure vom Tal heraufschicken, und es ergibt schlicht keinen Sinn, wenn unsere Jungs dann noch da rumhängen. Außerdem haben sie schon ordentlich Schaden angerichtet.«

Der Hornist atmete tief durch und stieß ins Horn. Er spielte eine Folge von neun Tönen. Die ersten acht waren abgehackt und gleich, der letzte deutlich höher. Das Hornsignal hallte von den Hügeln wider, und Sharpe, der weiter alles durch das Fernrohr beobachtete, sah, wie sich der französische General wieder umdrehte.

»Blas noch einmal, Junge«, befahl Sharpe dem Hornisten.

Das Horn erklang noch zweimal. Zum einen befahl das Signal Harpers Schützen, ihre Positionen aufzugeben und wieder über die Kuppe zu klettern, aber es verriet den

Franzosen auch, dass sie es mit einem weit besseren Feind zu tun hatten als nur mit einer Hand voll Guerilleros. Sie standen ausgebildeten Infanteristen gegenüber, Veteranen, und als Sharpe sicher war, dass der französische General auf der Suche nach dem Hornisten den Hang hinaufstarrte, drehte er sich um und rief den Prince of Wales's Own Volunteers zu: »In Linie! Rechts schwenkt! Vorwärts ...« Pause. »... marsch!«

In perfekter Ordnung stapften sie voran, eine Linie in zwei Reihen unter ihren bunten Farben. Rechts war die Fahne des Königs, die Flagge Großbritanniens mit gelben Quasten am Rand, während links die Regimentsfahne wehte, gelb wie die Sonne und mit den Namen der Schlachten bestickt, in denen die Prince of Wales's Own Volunteers gekämpft hatten. In der Mitte wiederum war die Regimentsstandarte zu sehen, ein französischer Adler in Ketten, der an den Tag erinnerte, als Sharpe und Harper in einem blutdurchtränkten, verrauchten Tal einen französischen Adler erbeutet hatten. »Linie!«, brüllte Sharpe, als sie die Kuppe erreichten. »Stillgestanden! Bajonette pflanzt auf!«

Sharpe zog eine Schau für den Feind ab. Die Franzosen hatten sich blutige Nasen geholt. Sie waren in Panik geraten, und nun drohte ihnen ein langer, steiler Aufstieg einen kalten, kahlen Hügel hinauf, an dessen Gipfel britische Rotröcke mit langen, funkelnden Bajonetten auf sie warteten.

Ensign Nicholls trat neben Sharpe. »Was machen wir hier, Sir?«

»Wir übersenden den Froschfressern eine formelle Einladung, Mister Nicholls. Wollen wir doch mal sehen, ob sie mutig genug sind, hier heraufzukommen, um mit uns zu tanzen.«

»Und? Was meinen Sie?«

»Ich bezweifle es, Junge«, antwortete Sharpe. »Ich bezweifle es.«

»Und warum, Sir?«

»Weil sie jetzt eine kleine Demonstration bekommen werden, Junge, deshalb. Sergeant Major?«

»Sir?«, meldete sich Harper, der von dem Aufstieg noch ein wenig außer Atem war.

»Drei Salven, Sergeant Major. Der ganze Zug. Und zwar in schneller Folge, wenn ich bitten darf.«

»Jawohl, Sir.«

Die Entfernung war viel zu groß für eine Muskete mit glattem Lauf, doch Sharpe wollte heute auch keine Franzosen mehr töten. Tatsächlich hatte er für seinen Geschmack heute sogar schon zu viel getötet. Bei Weihnachten ging es um Frieden auf Erden, nicht um zerfetzte Leiber auf einer harten Straße. Also würde er den Franzosen jetzt zeigen, was genau sie auf der Kuppe erwartete. Er würde ihnen zeigen, dass sie Veteranen gegenüberstanden, die ihre Musketen schneller laden konnten als jeder andere auf der Welt. Er würde ihnen zeigen, dass sie die Hölle erwartete, wenn sie den Hügel hinaufstiegen, und mit ein wenig Glück würden sie seine Einladung ablehnen.

»Bleiben Sie zurück, Mister Nicholls«, sagte Sharpe und führte den Ensign durch die Linie. »Und jetzt – Sergeant Major!«

Harper befahl den Männern, die Bajonette wieder abzunehmen. Sie hatten sie ohnehin nur zur Schau aufgepflanzt, und beim Laden würden sie sie behindern. »Laden!«, rief er, und die Männer stellten die Musketen auf den Boden und rissen die Patronen mit den Zähnen auf. Das war die wichtigste Fähigkeit für einen Infanteristen: das schnelle Laden der Muskete. Und Sharpe hatte seine Männer gnadenlos darin ausgebildet. Im Kopf zählte er die Sekunden, und er war gerade bei Vierzehn angelangt, als Harper verkündete, das Bataillon sei bereit.

»Zugweise feuern!«, brüllte Sharpe. »Ausrichten!« Die Männer hoben die Musketen an die Schultern. »Vierte Kompanie!«, rief Sharpe. »Auf Ihren Befehl!«

»Vierte Kompanie!«, bellte Captain Britten. »Fünfte Kompanie!« Er war der ranghöchste Captain der beiden Kompanien, und er befehligte beide, wenn sie wie jetzt zusammen kämpften. Er hielt einen Herzschlag inne. »Feuer!«

Die beiden Kompanien im Zentrum feuerten gemeinsam. Der Rückstoß trieb den Männern die Schäfte gegen die Schultern, und eine schmutzig graue Wolke Pulverrauch quoll über die Kuppe. Befehle wurden keine mehr gegeben, doch kaum hatten die Kompanien im Zentrum geschossen, da feuerten die Züge an den Flanken. Jede Kompanie war in zwei Züge aufgeteilt, und jeder Zug wartete, bis der andere gefeuert hatte, bevor er selbst schoss, und für die Franzosen, die das Spektakel beobachteten, musste es so aussehen, als würde eine Welle Pulverdampf nach der anderen aus der roten Linie hervorquellen.

Doch alle Soldaten konnten eine Salve in solch einer hübschen Welle feuern. Was die Franzosen in Angst und Schrecken versetzen würde war die Schnelligkeit, mit der die zweite Salve folgte, und Sharpe sah zufrieden, dass die beiden Kompanien im Zentrum bereits wieder geladen hatten, als die Welle die Flanken erreichte. Diese Flanken schossen, und nur den Bruchteil einer Sekunde später feuerte das Zentrum wieder, und eine zweite Welle ging nach außen, während die Männer im Zentrum ihre Musketen wieder abstellten und die dritte Patrone mit den Zähnen aufrissen.

Die zweite Salve Musketenkugeln flog ins Nichts, dicht gefolgt von der dritten. Es war eine fantastische Vorstellung. Die beste Infanterie der Welt hatte gezeigt, was sie am besten konnte, und wenn das für den Feind kein

Grund war, sich den Angriff zweimal zu überlegen, dann konnte man ihm auch nicht mehr helfen.

Doch Picard war niemand, der auf Warnungen hörte, und als sich der Pulverdampf verzog, sah Sharpe, dass sich die Franzosen keinesfalls in das tiefer gelegene Tal zurückzogen. Und just in diesem Augenblick ertönte ein Schuss im Süden, dort, wo der kleine Trupp die Straße nach Süden überwachte, und Sharpe wirbelte herum.

Der andere Feind war gekommen.



»Captain d'Alembord!«, brüllte Sharpe.

»Sir?«

»Sie übernehmen hier, Dally«, sagte Sharpe. »Ich nehme Ihr Pferd.«

Die französische Brigade formierte sich zu einer Kolonne, und das konnte nur eins bedeuten: Sie beabsichtigten, geradewegs den Hügel heraufzumarschieren. Allerdings feuerte ihre vorderste Linie erst einmal Salven auf die fünfzehn übrig gebliebenen Fässer, die die Straße versperrten. Zwar war keines der Fässer mehr voll Pulver, denn Sharpe hatte nur einen begrenzten Vorrat davon gehabt, doch das wussten die Franzosen nicht. Ihre Salven durchlöcherten die Fässer, während Plänkler die Talwände entlangkrochen, um Riflemen aus ihren Löchern zu treiben, die sich schon längst zurückgezogen hatten. Sharpe schätzte, dass es etwa eine Stunde dauern würde, bis die Brigade bereit zum Angriff war. Allerdings stand zu erwarten, dass es diesem Angriff nach der Zurschaustellung britischer Schießkunst stark an Enthusiasmus mangeln würde.

Doch von Süden her rückten noch einmal tausend Franzosen in dem verzweifelten Versuch an, aus Spanien zu fliehen, und diese Männer wussten, dass sie sich durch den Pass würden kämpfen müssen, wollten sie je wieder nach Hause gelangen. Und ihre Verzweiflung machte diese tausend Männer weitaus gefährlicher als die Brigade auf der anderen Seite.

Sharpe ritt zu der Stelle, wo seine Männer in Position gegangen waren, um den von Süden anrückenden Feind zu beobachten. »Sie sind noch immer ein gutes Stück entfernt, Sir«, berichtete Captain Smith nervös. Er machte sich Sorgen, dass er Sharpe zu früh gerufen hatte.

»Sie haben das Richtige getan«, beruhigte Sharpe ihn und holte sein Fernrohr hervor.

»Was passiert da hinten, Sir?«, erkundigte sich Smith.

»Wir haben den Froschfressern ein paar Tricks gezeigt, aber sie scheinen trotzdem noch kämpfen zu wollen. Aber machen Sie sich keine Sorgen. Sie werden Weihnachten nicht hier verbringen.« Jetzt sah er die näher kommende französische Marschkolonne. Dragoner bildeten die Vorhut, gefolgt von Infanterie, dann ein Wagen, aber keine Geschütze, dafür jede Menge Frauen und Kinder. »Das ist gut«, murmelte Sharpe vor sich hin.

»Gut, Sir?«

»Sie bringen ihre Frauen mit, Captain, und da werden sie ja wohl kaum wollen, dass die zu Schaden kommen, oder? Vielleicht lassen sie sich dadurch sogar davon überzeugen, sich zu ergeben.« Sharpe hielt kurz inne. Ein metallisches Glitzern über den Tschakos der Infanterie hatte seine Aufmerksamkeit erregt. »Und sie haben einen Adler!«, rief Sharpe aufgeregt. »Das wäre ein nettes Weihnachtsgeschenk fürs Bataillon, nicht wahr? Ein französischer Adler! Das würde mir gefallen.« Er schob das Fernrohr wieder zusammen und fragte sich, wie viel Zeit ihm wohl blieb. Die Kolonne war noch gut zwei Stunden

Marsch entfernt. Das sollte reichen. »Behalten Sie sie einfach im Auge«, befahl er Smith. Dann schwang er sich wieder in d'Alembords Sattel und ritt zur Grenze zurück. Jetzt kam es auf das richtige Timing an. Wenn die Brigade den Hügel zur selben Zeit angriff, wie die Garnison ins Dorf einrückte, dann steckte Sharpe in Schwierigkeiten. Doch als er an der Nordstellung eintraf, sah er zu seiner großen Erleichterung, dass der Feind die Fässer bereits von der Straße geräumt hatte und dass die Voltigeure am Hang ausschwärmten, um den Angriff einzuleiten. Die Aufgabe der Voltigeure bestand darin, in loser Formation vorzurücken, um die Rotröcke mit Musketenfeuer unter Druck zu setzen. Mit einem guten Plänklerangriff konnte man gezielt Offiziere ausschalten und Unruhe in die feindlichen Linien bringen. Um es der französischen Leichten Infanterie so schwer wie möglich zu machen, schickte Sharpe seine eigenen Plänkler in den Kampf. »Mister d'Alembord! Lassen Sie die Leichte Kompanie ausrücken! Schalten Sie diese Voltigeure aus!«

Die Leichte Kompanie, eine Mischung aus Riflemen und mit Musketen bewaffneten Rotröcken, verstreute sich auf dem Hügel und ging hinter den Felsen in Position. Die Männer würden jeweils zu zweit kämpfen. Einer schoss, während sein Kamerad lud, und die Riflemen würden sich gezielt um die Offiziere und Unteroffiziere kümmern.

Sie warteten, bis die französischen Trommler den »pas de charge« spielten und die Voltigeure zum entscheidenden Gefecht vorrückten, um d'Alembords Leichte Kompanie aus ihren Stellungen zu treiben. Die ersten Gewehre feuerten, und einen Augenblick später gesellten sich die Musketen dazu und hüllten den Hang in Rauch. Die französischen Voltigeure erwiderten das Feuer, doch Sharpes Männer hatten hinter den Felsen gute Deckung, sodass keiner von ihnen getroffen wurde – jedenfalls soweit Sharpe sehen konnte. Ein französischer Offizier hingegen sackte auf die

Knie und fasste sich an den Bauch, während ein anderer seine Männer mit lautem Brüllen den Hang hinauftrieb. Dann wurde auch er getroffen.

»Anfänger«, bemerkte Sharpe giftig. Die Voltigeure hielten den Angriffsdruck nicht aufrecht, sondern suchten Deckung vor dem tödlichen Gewehrfeuer. Sharpe beobachtete die Franzosen durch sein Fernrohr. Sie schienen nur Kinder ins Feld zu führen, die man irgendwo zwangsverpflichtet hatte. Das war grausam.

Nun rückte die Kolonne vor, dicht hinter den nervösen Voltigeuren. Es sah prachtvoll aus, aber das taten Kolonnenformationen immer. Diese hier war zwanzig Mann breit und einunddreißig Mann tief, ein großer, solider Block von Männern, die den Befehl hatten, unter schwerem Feindbeschuss einen steilen Hang hinaufzumarschieren. Das war Mord, kein Krieg, doch der Mörder war nicht Sharpe, sondern der französische Befehlshaber.

Die Kolonne verlor ihren Zusammenhalt, als sie versuchte, sich um die Kehren der sich windenden Straße zu bewegen, vorbei an den Trümmern der Fässer. Unteroffiziere und Offiziere stießen die Männer immer wieder an ihren Platz, und die Trommler trieben sie vorwärts, wobei sie alle paar Sekunden kurz innehielten, damit die Männer halbherzig brüllen konnten: »Vive l'Empereur!« Die Geschosse der Gewehre schlugen in die erste Reihe, die nun so weit vorgerückt war, dass die Voltigeure liefen, um sich ihr anzuschließen, anstatt weiter die britischen Plänkler zu bekämpfen. »Ruf die Leichte Kompanie zurück, Junge!«, befahl Sharpe dem Hornisten.

D'Alembord grinste über das ganze Gesicht, als er sich zu Sharpe gesellte. Er wusste, dass seine Männer das Gefecht gegen die französischen Voltigeure gewonnen hatten. »Nicht ein Mann ist verwundet worden«, verkündete er stolz.

»Sagen Sie ihnen, das haben sie gut gemacht«, sagte Sharpe. »Und dann schicken Sie sie zu Captain Smith nach hinten.« Wenn die Dragoner der anrückenden Garnison vorausritten, konnten die Riflemen die Reiter einzeln ausschalten. »Aber Sie bleiben hier«, fügte Sharpe an d'Alembord gewandt hinzu. »Ich habe eine Aufgabe für Sie.«

Die feindliche Kolonne war inzwischen auf etwas mehr als hundert Schritt herangekommen, und Sharpe sah die Franzosen trotz der Kälte schwitzen. Sie waren auch erschöpft, und wann immer sie den Blick hoben, sahen sie nur eine Gruppe Offiziere auf der Kuppe. Die Linie der Rotröcke hatte sich außer Sicht des Feindes zurückgezogen, und Sharpe würde sie erst im allerletzten Augenblick nach vorn bringen.

»Ich würde sagen, es läuft recht gut, nicht wahr, Sir?«, bemerkte d'Alembord.

»Warten Sie lieber noch eine Minute«, erwiderte Sharpe. Die Trommeln hallten laut von den Bergen wider, doch wann immer sie innehielten, um die Männer »Vive l'Empereur!« rufen zu lassen, klang das ausgesprochen schwach. Diese Männer waren außer Atem und nervös. Und sie waren nur noch fünfzig Schritt entfernt.

»Linie! Vorrücken!« Die Prince of Wales's Own Volunteers marschierten vorwärts. Ihre Musketen waren geladen. Sharpe trat in die Linie zurück und versuchte, die Franzosen nicht zu bemitleiden, die er gleich töten würde. Wie Lämmer zur Schlachtbank, dachte er.

»Linie!«, brüllte Sharpe. »Ausrichten!«

Die Musketen wurden an die Schultern gehoben. Die erste Reihe der Franzosen geriet bei dem Anblick ins Wanken, wurde aber von den Männern dahinter vorwärtsgeschoben.

»Feuer!«, schrie Sharpe, und sein gesamtes Bataillon feuerte gleichzeitig in einem einzigen tödlichen Schlag.

»Zugweise feuern!«, befahl Sharpe, noch bevor das Echo der Salve verhallt war. »Aus dem Zentrum!«

Sharpe konnte den Feind jetzt nicht mehr sehen. Er war hinter einer dichten grau-weißen Wolke Pulverdampf verborgen. Doch er konnte sich ihr Entsetzen vorstellen. Vermutlich war die gesamte erste Reihe der Franzosen entweder tot oder tödlich verwundet, wie auch die meisten in der zweiten Reihe, und die nachrückenden Männer stolperten nun über die Leichen und Verwundeten. Und dann, kaum dass sie Zeit gehabt hatten, sich von der ersten Salve zu erholen, feuerten die Rotröcke zugweise. »Tief halten!«, schrie Sharpe. »Tief halten!«

Eine Kolonne war wie ein Rammbock, darauf ausgerichtet, unzureichend ausgebildeten Soldaten das Gefühl zu verleihen, Teil von etwas Größerem zu sein, doch die Männer im Zentrum einer Kolonne konnten ihre Musketen nicht einsetzen, da sie ihre Kameraden sonst verletzen würden, während die Männer in den Außenbereichen dem ständigen mörderischen Feuer der Rotröcke ausgeliefert waren. Deren Linie war nur zwei Mann tief und damit wesentlich breiter als die Kolonne, weshalb die Franzosen nicht nur von vorn, sondern auch von den Seiten Feuer bekamen. Mehr und mehr geriet der Feind ins Wanken.

Die Luft war von Schwefelgestank erfüllt. Die Gesichter der Rotröcke waren voller Pulverflecken und die Fetzen der Papierpatronen, die bei jedem Schuss aus den Läufen gespuckt wurden, glommen im Gras. Inzwischen schossen Sharpes Männer vor lauter Pulverdampf vollkommen blind. Sie ließen den Tod auf einen schmalen Bereich herabregnen, und sie luden und feuerten immer weiter, und Sharpe sah nicht einen einzigen Mann seines Regiments fallen. Und er hörte auch keinen einzigen französischen Schuss. Es war die alte Leier. Eine französische Kolonne wurde von einer britischen Linie unter Feuer genommen, und die Spitze sowie die Flanken

der Kolonne wurden von britischem Musketenfeuer zermalmt und das Zentrum in Blut getaucht.

»Sie laufen, Sir! Sie laufen!« Sharpe hatte Ensign Nicholls ein gutes Stück neben der Linie postiert, von wo aus er am Rauch vorbeisehen konnte. »Sie laufen, Sir!«, rief Nicholls aufgeregt, als hätte er den Fuchs bei einer Jagd entdeckt. »Sie laufen, als sei der Leibhaftige hinter ihnen her!«

»Feuer einstellen!«, bellte Sharpe. »Feuer einstellen!«

Langsam verzog sich der Pulverdampf und gab den Blick auf den Schrecken im Wintergras frei. Blut und zerfetzte Leiber. Eine Kolonne war auf eine Linie getroffen. Sharpe wandte sich ab. »Mister d'Alembord!«

»Sir?«

»Nehmen Sie sich eine weiße Fahne und reiten Sie zur Südstraße. Finden Sie den Kommandanten der Garnison. Sagen Sie ihm, wir hätten eine französische Brigade zerschlagen und ihm werde es genauso ergehen, wenn er sich nicht ergibt.«

»Sir, Sir! Bitte, Sir!« Das war Ensign Nicholls, der neben d'Alembord auf und ab hüpfte. »Darf ich ihn begleiten, Sir? Bitte, Sir. Ich habe noch nie einen Froschfresser gesehen! Nicht aus der Nähe jedenfalls, Sir.«

»Sie haben Schwänze und Hörner«, sagte d'Alembord und lächelte, als Nicholls ihn mit großen Augen anstarrte.

»Wenn Sie sich ein Pferd borgen können«, sagte Sharpe zu seinem Ensign, »dann dürfen Sie Mister d'Alembord begleiten. Aber halten Sie den Mund. Überlassen Sie Mister d'Alembord das Reden.«

»Jawohl, Sir«, sagte Nicholls und lief glücklich los, während sich Sharpe wieder nach Norden wandte. Die Franzosen liefen in Panik davon, und er bezweifelte, dass sie noch einmal zurückkommen würden, aber er war auch nicht bereit, sich um ihre Verwundeten zu kümmern. Er hatte weder die Männer noch die Vorräte dafür. Also

musste jemand mit einer Parlamentärsfahne zu ihnen hinunter und ihnen erklären, dass sie die blutige Sauerei auch wieder beseitigen mussten, die sie selbst zu verantworten hatten. Genau das Richtige zu Weihnachten.



Colonel Caillou beobachtete, wie Colonel Gudin auf die beiden Reiter in den roten Röcken zuing, und eine schier unglaubliche Wut kochte in ihm hoch. Die Briten hatten eine weiße Fahne dabei, aber nur, weil sie Gudin zur Kapitulation bewegen wollten, und Caillou wusste, dass Gudin sich ergeben würde. Er wusste es einfach. Und wenn das geschah, dann würde Caillou seinen Adler verlieren, den der Kaiser persönlich dem 75. Regiment verliehen hatte. Die Standarte würde nach England gebracht und unter großem Jubel durch die Straßen getragen werden. Caillou war fest entschlossen, das zu verhindern. Er gab seinem Pferd die Sporen und galoppierte Gudin in blinder Wut hinterher.

Gudin hörte ihn kommen. Er drehte sich um und winkte ihm zu, wieder zu verschwinden, doch Caillou ignorierte ihn. Stattdessen zog er seine Pistole. »Verschwinden Sie!«, brüllte er auf Englisch den beiden näher kommenden britischen Offizieren zu. »Weg hier!«

»Sie werden das mir überlassen!«, knurrte Gudin ihn an.

D'Alembord zügelte sein Pferd. »Haben Sie hier das Kommando, Monsieur?«, fragte er Caillou auf Französisch.

»Verschwinden Sie!«, schrie Caillou wütend und ignorierte sowohl d'Alembord als auch Gudin. »Wir akzeptieren Ihre weiße Fahne nicht! Haben Sie gehört? Wir

werden nicht mit Ihnen reden. Machen Sie, dass Sie wegkommen!« Er richtete seine Pistole auf den jüngeren Offizier, der die beleidigende Fahne hielt, die für Caillou nicht mehr war als ein Taschentuch, das irgendjemand an einen Musketenlauf gebunden hatte. »Verschwinden Sie!«, schrie er erneut, dann lenkte er sein Pferd weg von Gudin, der versucht hatte, sich zwischen ihn und die beiden britischen Offiziere zu stellen.

»Sir?« Nicholls schaute nervös zu d'Alembord.

»Ist schon in Ordnung, Charlie«, sagte d'Alembord. »Er wird nicht schießen. Wir stehen unter dem Schutz der weißen Fahne.« Er schaute zu Caillou. »Monsieur? Ich muss darauf bestehen zu erfahren, wer hier das Kommando hat.«

»Ich bin hier der Kommandeur«, versicherte ihm Gudin und funkelte Caillou an.

»Nun denn, Monsieur«, sagte d'Alembord, nahm den Hut ab und verneigte sich im Sattel vor Gudin. »Ich muss Ihnen mitteilen, dass wir bereits ...«

»Er hat hier gar nichts zu sagen!«, schrie Caillou, stieß seinem Pferd die Hacken in die Weichen, und gehorsam drehte sich das Tier zur Seite und schob Gudin weg. »Im Namen des Kaisers übernehme ich das Kommando!« Caillou drehte sich im Sattel um und deutete zu den Voltigeuren seines Regiments, die nur gut hundert Meter weit entfernt waren. »Vorrücken!«, brüllte er.

»Sie haben hier gar nichts zu befehlen!«, schnappte Gudin. Er war plötzlich genauso wütend wie Caillou und zog ebenfalls seine Pistole. D'Alembord beobachtete erstaunt, wie die beiden Franzosen drohten, einander zu erschießen, und in dem Moment, als sie kurz davorstanden, genau das zu tun, da buckelte Ensign Nicholls' geborgtes Pferd. Nicholls riss an den Zügeln, und das Tier warf den Kopf nach oben. Colonel Caillou nahm die Bewegung aus dem Augenwinkel heraus wahr und glaubte wohl, der Jüngere der beiden britischen Offiziere wolle ihn angreifen

oder zumindest versuchen, ihn zu entwaffnen, und so riss er, noch immer wütend, die Pistole herum und drückte ab.

Das Mündungsfeuer war grell im Licht der Abenddämmerung, und der Knall hallte von den Hügeln wider. Gehorsam stürmten die Voltigeure an den Dragonern vor ihnen vorbei, doch ihr Offizier hob die Hand.

Denn dem ersten war ein zweiter Schuss gefolgt.

Dieser zweite Schuss war im selben Augenblick erklungen, da Ensign Nicholls aus dem Sattel fiel. Caillous Kugel hatte eine der goldenen Borten durchschlagen, die Nicholls' Mutter ihrem Sohn auf den roten Rock genäht hatte, und war in sein junges Herz gedrungen. Nicholls wurde im Sattel zurückgeworfen, und die weiße Fahne fiel zu Boden. Er machte ein gurgelndes Geräusch, warf einen letzten schwachen Blick zu d'Alembord und fiel dann seitwärts auf die Straße.

Caillou schien entsetzt, als sei ihm erst jetzt die ganze Tragweite seines Verbrechens bewusst geworden. Er öffnete den Mund, als wolle er etwas sagen, doch er brachte keinen Ton hervor, denn Colonel Gudin hatte ebenfalls geschossen, und die zweite Kugel traf Caillou unterhalb des Kiefers, riss ihm den Gaumen auf und drang in sein Gehirn. Ohne einen Ton von sich zu geben, brach Caillou tot auf dem Sattelknauf zusammen.

Colonel Gudin steckte die Pistole wieder weg. »Ich habe den Befehl hier«, erklärte er d'Alembord auf Englisch. »Das muss ich zu meiner Schande gestehen, Sir.«

Das Gesicht hart wie Stein, übermittelte d'Alembord Sharpes Botschaft. Eine französische Brigade war bereits besiegt worden, und die britische Streitmacht am Pass war nun bereit, Gudins Männern die gleiche Behandlung zuteilwerden zu lassen. D'Alembord achtete jedoch sorgfältig darauf, nicht zu verraten, über was für Truppen genau die Briten verfügten, denn sollte der Franzose erfahren, dass er es nur mit einem Bataillon zu tun hatte,

würde er vielleicht beschließen, es doch noch auf einen Kampf ankommen zu lassen. »Wir warten mit Riflemen und Rotröcken auf Sie«, sagte er stattdessen und tat damit so, als stünden mindestens zwei Bataillone in Irati. »Sie können natürlich kämpfen, Monsieur, oder Sie können Ihren Männern den Tod ersparen.«

Gudin hatte das furchtbare Musketenfeuer gehört, und er wusste, welche Schrecken seine Männer würden erdulden müssen, sollten sie versuchen, sich einen Weg über den Pass zu erzwingen. Trotzdem wollte er nicht so leicht aufgeben. »Ich respektiere Ihre Parlamentärsfahne«, sagte er zu d'Alembord und schaute zu dem blutdurchtränkten Taschentuch, das neben Nicholls' Leiche lag, »und ich bin gern bereit, mit Ihrem kommandierenden Offizier zu reden.«

D'Alembord zögerte. Wenn er auf Gudins Vorschlag einging, dann würde der Franzose herausfinden, wie schwach die Briten wirklich waren, doch andererseits würde er dann auch Major Sharpe kennenlernen, und den hatte noch nie jemand für schwach gehalten. Also nickte d'Alembord. »Aber Sie werden Ihren Männern befehlen zu bleiben, wo sie sind«, erklärte er. »Dann können Sie ins Dorf kommen.«

Gudin nickte, und die Schlacht war vorbei – jedenfalls für den Augenblick.



Sharpe erfuhr von Nicholls' Tod, als er die Franzosen noch immer dabei beobachtete, wie sie ihre Toten am nördlichen Hang einsammelten. Er fluchte, als er die Nachricht

vernahm, doch er wagte es nicht, den Pass zu verlassen, nicht bevor er nicht sicher war, dass die französische Brigade tatsächlich abgezogen war. Aber er schickte zwei weitere Kompanien ins Dorf zurück, um den Feind im Auge zu behalten, der eine Meile südlich davon wartete. Dann, bei Einbruch der Nacht, war er überzeugt davon, dass die Brigade ins tiefer gelegene Tal abgerückt war und keinerlei Bedrohung mehr darstellte, und er marschierte mit Mord im Herzen nach Irati zurück. Er sah die Pferde, die vor der Casa Alta angebunden waren, und wütend trat er die Tavernentür auf. »Welcher froschfressende Bastard hat es gewagt, einen meiner Offiziere umzubringen?«, brüllte er und stürmte in den Raum, eine Hand auf dem Heft seines schweren Kavalleriesäbels.

Ein großer, grauhaariger Franzose trat ihm gegenüber. »Der Mann, der Ihren Offizier ermordet hat, ist tot, Monsieur«, sagte der Franzose in gutem Englisch. »Ich habe ihn erschossen.«

Sharpe blieb stehen. Seine Hand ließ den Säbelgriff los und er starrte den Mann mit offenem Mund an. Eine Sekunde lang schien es ihm die Sprache verschlagen zu haben, doch dann fand er seine Stimme wieder. »Colonel Gudin?«, fragte er voll Staunen.

Gudin lächelte. »Oui, Caporal Sharpe.«

»Mon colonel«, sagte Sharpe und trat mit ausgestreckter Hand vor, doch Gudin ignorierte die Hand. Stattdessen schlang er die Arme um ihn und küsste ihn auf beide Wangen. D'Alembord, der das Ganze beobachtete, lächelte.

»Ich wusste, dass Sie es sind!«, sagte Gudin, die Hände noch immer auf Sharpes Schultern. »Ich bin ja so stolz auf Sie, Sharpe. So stolz.« Tränen schimmerten in Gudins Augen. »Und was Ihren toten Offizier betrifft, so tut mir das sehr leid. Ich konnte es nicht verhindern.«

Die Küchentür flog auf, und Daniel Hagman streckte den Kopf in den Raum hinein. »Wir brauchen mehr Handtücher,

Captain«, sagte er zu d'Alembord. Dann bemerkte er Sharpe. »Hallo, Major. Ich wusste ja gar nicht, dass Sie hier sind.«

»Ja, ich bin hier, verdammt«, sagte Sharpe. »Und wofür brauchen Sie denn Handtücher? Haben Sie nicht Wachdienst? Wollen Sie etwa baden?«

»Ich hole gerade ein Kind auf die Welt, Sir«, antwortete Hagman, als wäre das die natürlichste Sache der Welt für einen Rifleman am Weihnachtsabend. »Das ist auch nicht mein erstes Baby. Der Arzt der Froschfresser wollte die Frau aufschneiden. Das wäre ihr Tod gewesen. Aber ich bringe sie schon durch. Das ist nicht viel anders, als ein Lamm zur Welt zu bringen, nur die Hufe sind nicht ganz so scharf. Danke, Sir.« Er nahm die Lumpen, die d'Alembord ihm hinhielt, und duckte sich dann wieder in die von Kerzen erhellte Küche zurück.

Sharpe setzte sich. D'Alembord begann zu erklären, dass er der schwangeren Frau gestattet hatte, ihn ins Dorf zu begleiten, doch Sharpe hob die Hand, um ihn zu unterbrechen. Das war ihm egal. Dann sah er, dass d'Alembord und Gudin den Wein schon angebrochen hatten. Er nahm sich einen Becher und trank einen kräftigen Schluck. »Und? Was soll ich jetzt mit Ihnen tun?«, fragte er seinen alten Colonel.

Gudin breitete die Hände aus. »Die Ehre verlangt, dass ich mit Ihnen kämpfe, Sharpe.«

»Was zum Teufel machen Sie dann hier?«, verlangte Sharpe trotzig zu wissen.

»Sie sind mit einer Parlamentärsfahne zu mir gekommen. Das nutze ich jetzt, um herauszufinden, was für Möglichkeiten ich habe.«

»Sie haben genau zwei«, erklärte Sharpe in hartem Ton. »Sie können entweder gegen mich kämpfen oder sich ergeben.«

Gudin lächelte. »Sie haben sich kein bisschen verändert.«

»Ihre Männer sind auf der Straße unten«, fuhr Sharpe fort, als hätte Gudin nichts gesagt, »und heute Nacht können sie einen Scheißdreck tun. Doch bei Sonnenaufgang können Sie sie hier heraufführen. Der Pass wird immer enger. Das haben Sie selbst gesehen, Colonel. Ich werde Sie filetieren. Ich werde Ihnen Leichen zu Weihnachten schenken. Und glauben Sie ja nicht, dass Ihre Voltigeure meine Flanken nehmen könnten. Ich habe Riflemen in den Hügeln, und die lieben es, Voltigeure abzuschießen. Und wenn sie mit denen fertig sind, dann werden sie sich die Offiziere vorknöpfen. Dann sind Ihre Männer nur noch ein führungsloser Haufen, und dann werden unsere Bajonette ihnen den Rest geben. Das Gleiche habe ich schon mit den Bastarden auf der anderen Seite gemacht.« Er deutete nach Norden. »Und wissen Sie, wie viele Männer ich dabei verloren habe?« Er hielt kurz inne, doch Gudin riet nicht. »Keinen«, sagte Sharpe schließlich, »nicht einen einzigen. Und morgen werde ich das wieder tun.« Das war ein Bluff. Sollte Gudin sich zum Kampf entschließen und Picard am Morgen wieder angreifen, dann würde Sharpe um sein Leben klettern. Aber wenn man ein schlechtes Blatt hatte, dann zahlte es sich manchmal aus, den Einsatz zu erhöhen. »Es ist Ihre Entscheidung, Colonel.«

»Sie haben sich wirklich überhaupt nicht verändert«, sagte Gudin. »Wie viele Männer haben Sie?«

»Genug.«

Gudin schaute zu d'Alembord. »Er hat mich schon in Indien zu seinem Kriegsgefangenen gemacht, Captain, und damals war er nur Corporal.«

»Jetzt bin ich aber kein Corporal mehr«, betonte Sharpe drohend.

Gudin lächelte traurig. Er sah grüne und rote Uniformen in der Taverne, und er nahm an, dass mindestens zwei

Bataillone in Irati standen. Er wusste, dass seine erschöpften Männer sie nicht besiegen konnten, und er fürchtete, spätestens am nächsten Morgen Guerilleros im Rücken zu haben. Also zog er seinen Säbel aus der Scheide und legte ihn auf den Tisch, das Heft zu Sharpe. »Ich fürchte, ich bin erneut Ihr Gefangener, Caporal«, erklärte er traurig.

»Sie und all Ihre Männer?«, fragte Sharpe.

»Selbstverständlich.«

Sharpe verbarg seine Erleichterung. Er hatte geblufft und gewonnen, also gab er dem Franzosen seinen Säbel wieder zurück. »Es ist wirklich schön, Sie zu sehen, Colonel«, sagte er plötzlich wieder freundlich. »Wirklich schön.« Er goss mehr Wein ein und schob den Schlauch zu Gudin. »Und? Wie ist es Ihnen so ergangen, Sir?«

»Nicht gut, Sharpe, nicht gut«, gestand Gudin. »Wie Sie sehen, bin ich noch immer Colonel, genau wie in Seringapatam. Danach wollte mir einfach nichts mehr gelingen.«

»Ich bin sicher, das stimmt nicht, Sir. Sie waren der beste Offizier, unter dem ich je gedient habe.«

Gudin lächelte ob dieses Kompliments. »Aber ich hatte einfach kein Glück, Sharpe, nie mehr.«

»Erzählen Sie mir davon, Sir. Morgen ist Weihnachten, also eine gute Nacht für eine Geschichte. Erzählen Sie.«

Und das tat Gudin.



Général Maximilien Picard schmolte vor sich hin. Er saß an einem armseligen Feuer in dem tiefen, kalten Tal, lauschte

dem Stöhnen der Verwundeten und wusste, dass er geschlagen worden war. Er hatte die Niederlage schon in dem Augenblick gerochen, da er die Salven gesehen hatte, die die Briten zur Demonstration abgefeuert hatten. Doch Picard war stets von seinem Glück überzeugt gewesen, und so hatte er gehofft, dass das Glück ihm auch diesmal hold sein und ihm helfen würde, die britische Linie mit seiner Kolonne zu durchbrechen. Aber seine Kolonne war zerschlagen worden, und seine Zwangsverpflichteten waren nun ängstlicher denn je.

Picard trank aus einer Brandyflasche. Es war drei Uhr am Weihnachtsmorgen, doch er konnte nicht schlafen. Die Wolken hatten sich verzogen, und die Weihnachtssterne strahlten hell, doch in Général Picards Herz herrschte Finsternis. »Gudin ist so gut wie erledigt«, sagte er zu seinem Stabschef, Major Santon. »Wenn wir diese Bastarde schon nicht schlagen konnten, was für Hoffnung soll er dann haben?«

»Keine, mon général«, erwiderte Santon.

»Mir ist egal, ob ich Gudin verliere oder nicht«, knurrte Picard, »aber warum müssen wir auch Caillou verlieren? Also, das ist mal ein Soldat! Und wenn wir Caillou verlieren, wissen Sie, was wir dann auch noch verlieren, Santon?«

»Den Adler, mon général.«

»Ja, den Adler«, sagte Picard und zuckte unwillkürlich zusammen. »Wir werden einen Adler des Kaisers verlieren.« Er sprach die gefürchteten Worte langsam und bedächtig aus, und seine Augen füllten sich mit Tränen. »Die Niederlage ist mir egal, Santon«, log er, »aber ich kann die Vorstellung nicht ertragen, einen Adler zu verlieren. Ein Adler Frankreichs geht in Gefangenschaft.« Santon schwieg, denn es gab auch nichts zu sagen. Für einen Soldaten Frankreichs gab es keine größere Schande, als einen Adler zu verlieren, und in den dunklen Hügeln

über ihnen schwebte ein Adler in allergrößter Gefahr. »Ich kann alles ertragen«, sagte Picard, »aber das nicht.«

Dann brach über ihnen die Hölle los.



Für die geschlagene französische Brigade im tiefer gelegenen Tal klang die Schlacht wie das Ende der Welt. Sicher, es gab kein Geschützfeuer, aber die wenigen Veteranen unter Picards Männern erklärten, noch nie solch ein Musketenfeuer gehört zu haben. Eine Salve folgte auf die andere, und die Schüsse hallten von den Bergen wider. In der Ferne hörten sie Schreie und Rufe und manchmal auch ein Hornsignal, aber vor allem hörten sie das nicht enden wollende Feuern der Musketen. Es waren so viele Salven, dass sie schließlich zu einem einzigen, kontinuierlichen Geräusch verschmolzen: einem tiefen, alles zermalmenden Grollen wie das Knarren der Höllentore.

»Wir sollten aufgehen und ihnen helfen«, verkündete Picard und stand auf.

»Das geht nicht, mon général«, erklärte Santon und deutete zur Kuppe hinauf, wo noch immer eine britische Linie Wache hielt. Inzwischen war der Mond aufgegangen, und jeder Franzose, der den Hang hinaufstieg, würde ein perfektes Ziel für die Riflemen abgeben. »Gudin muss das allein durchstehen«, fügte Santon hinzu.

Und Gudin musste kämpfen, wie er noch nie in seinem Leben gekämpft hatte, denn das Musketenfeuer ließ nicht nach, sondern wurde sogar noch intensiver. Picard nahm allerdings an, dass Caillou dort kämpfte, denn der arme alte

Gudin hätte sich nie zu einer solchen Schlacht aufgerafft. Dann und wann war ein Blitz am Himmel zu sehen und verriet, wo gerade eine Salve abgefeuert wurde, und es dauerte nicht lange, da kroch der Schwefelgestank von Schießpulver über die Kuppe und waberte ins Tal herab. Und noch immer krachten die Musketen.

Oben am Pass lud Sharpe sein Gewehr. Dank jahrelanger Erfahrung lud er die Waffe mit schier unglaublicher Schnelligkeit, dann drückte er sie sich gegen die Schulter, hielt den Lauf in die Luft und drückte ab. »Schneller!«, brüllte er. »Schneller!«

Und überall um ihn herum durchlöcherten die Rotröcke den Himmel. Salve um Salve feuerten sie zu den Sternen, und zwischen den Salven schrien und grölten sie wie die Teufel. »Heute Nacht tun mir die Engel im Himmel richtig leid, Sir«, bemerkte Sergeant Major Patrick Harper Captain d'Alembord gegenüber. »Sie werden wohl die eine oder andere Flügelfeder verlieren.« Und dann feuerte Harper mit seinem Salvengewehr auf den Mond, und unten im Tal ließ der ohrenbetäubende Knall die Franzosen nach Luft schnappen, fest davon überzeugt, dass doch noch Artillerie an der Schlacht teilnahm.

»Schneller!«, schrie Sharpe. »Vite! Vite!« Ein Trupp Franzosen drückte ab und schoss auf den Schnee auf den höchsten Gipfeln.

Daniel Hagman schlenderte gelassen durch all das Chaos und den Lärm. »Es ist ein Mädchen, Sir!«, rief er Colonel Gudin zu.

»Ein Mädchen?«, erwiderte Gudin. »Also an Weihnachten hätte ich eher mit einem Jungen gerechnet.«

»Es ist ein hübsches kleines Mädchen, Sir, und es geht ihm gut wie auch seiner Mutter. Die Frauen kümmern sich jetzt um sie, und sie wird bald wieder transportfähig sein. Ein wenig dauert es aber noch.«

Sharpe hatte mitgehört und grinste Gudin an. »Eine kalte Nacht für eine Geburt, Colonel.«

»Aber sie wird leben, Sharpe. Sie werden beide leben. Das ist alles, was zählt!«

Sharpe feuerte in die Luft. »Ich habe gerade an den kleinen Jesus gedacht, Colonel. Bei seiner Geburt muss es auch höllisch kalt gewesen sein.«

Gudin lächelte. »Ich glaube, in Palästina ist es warm, Sharpe, genau wie in Indien. Ich bezweifle, dass es am ersten Weihnachten gefroren hat. Ich glaube, unser Herr ist in einer warmen Nacht zur Welt gekommen.«

»Wie auch immer – wenigstens ist er nie zur Armee gegangen, Colonel. Dafür war er zu klug.« Sharpe stopfte eine neue Kugel in sein Gewehr und ging die ausgelassene Reihe der Soldaten ab. Rotröcke und Franzosen aus Gudins Garnison hatten sich gemischt, und alle schossen sie wie die Verrückten in den sternenübersäten Himmel. »Schneller!«, brüllte Sharpe. »Kommt schon! Schneller! Ihr feiert hier immerhin die Geburt unseres Herrn! Gebt euch mal mehr Mühe, verdammt noch mal! Vite! Vite!«

Es dauerte eine halbe Stunde, bis Maria und ihr Neugeborenes auf den Karren gelegt werden konnten, wo man sie in Schafsfelle einwickelte. Dann bekam das Baby noch Geschenke: den silbernen Knopf eines Riflemen, einen zerbrochenen Stiefelknecht aus Elfenbein, den ein Rotrock bei Vitoria erbeutet hatte, und eine Goldguinea von Peter d'Alembord.

Als Mutter und Tochter bequem auf dem Wagen lagen, fuhr der Kutscher in Richtung Norden los, und die spanischen Frauen und Kinder, die zu retten Gudin sich solche Mühe gegeben hatte, schlossen sich dem rumpelnden Fahrzeug an. Sie stiegen zum Pass hinauf, und die Franzosen, die so eifrig in den Himmel geschossen hatten, reihten sich in den Zug ein. Insgesamt einhundert Franzosen gesellten sich zu den Frauen, alles Männer aus

Gudins Garnison, und ihr Colonel schloss sich als Letzter der Prozession an.

»Hier, mon colonel«, sagte Sharpe, trat vor und bot Colonel Gudin den Adler an.

Ungläubig starrte Gudin die Trophäe an. »Sie geben ihn mir?«

Sharpe grinste. »Ich habe schon einen, Colonel. Ich brauche keinen zweiten. Außerdem habe ich die Fahne von der Stange genommen. Als Souvenir.«

Gudin nahm die kahle Stange mit dem Adler, umarmte Sharpe und küsste ihn zum Abschied. »Nach dem Krieg, Sharpe?«, sagte er mit heiserer Stimme. »Sehen wir uns nach dem Krieg?«

»Ich hoffe doch, Colonel. Ich hoffe doch.«

Es galt, noch eine letzte Scharade aufzuführen. Die Riflemen, die die Grenze bewachten und die der Feind weiter unten sehen konnte, feuerten ihre Waffen ab und liefen dann in gespielter Panik davon, als Gudins Prozession näher rückte.

Und unten im Tal beobachtete Général Picard voller Staunen, wie plötzlich eine kleine Gruppe Franzosen auf der Kuppe erschien. Es waren nur wenige, eine Hand voll, weniger als ein Zehntel von dem, was er erwartet hatte, aber sie hatten sich durchgekämpft, und sie brachten sogar einen Wagen mit. Und dann sah Picard ein goldenes Funkeln über den dunklen Gestalten, die über die Kuppe nach hinten schossen, und er hob sein Fernrohr, um das funkelnde Ding in Augenschein zu nehmen. Und plötzlich war er da: der Adler. Deutlich sah Picard die ausgebreiteten Schwingen. »Sie bringen den Adler mit!«, schrie Picard. »Sie haben den Adler gerettet!« Und seine geschlagenen Männer brachen in lauten Jubel aus.

Das Schießen auf dem Pass verhallte langsam, und nur ein letzter Rest Pulverdampf quoll noch den Hang hinab. Die

Riflemen und Rotröcke grinsten. Dieser Unsinn hatte ihnen Spaß gemacht. Keiner von ihnen hatte Weihnachten in dieser Gegend verbringen wollen, so weit weg von Roastbeef und Plumpudding, doch die Expedition hatte sich in einen großen Spaß verwandelt. Natürlich war es schade um Ensign Nicholls, aber was hatte er denn erwartet? Jeder wusste, dass Mister Sharpe für Ensigns tödlich war, aber wenigstens würde Mister Nicholls in Frankreich beerdigt werden. Sharpe bestand darauf. Der Junge war zur Armee gegangen, um gegen die Franzosen zu kämpfen, und nun sollte er für alle Ewigkeit ein Stück französischen Bodens haben. Ansonsten hatte niemand sein Leben verloren. Es war noch nicht einmal jemand verwundet worden, und das Regiment hatte eine ganze französische Brigade zurückgeschlagen, während im Dorf neunhundert französische Gefangene unter den wachsamen Augen der Grenadierkompanie darauf warteten, wieder nach Spanien und in Gefangenschaft gebracht zu werden.

Einhundert Franzosen hatten jedoch frei ziehen dürfen. Einhundert Franzosen, ihre Frauen, ihre Kinder, ihr Colonel und ein Adler. Sie waren frei, weil Sharpe einem alten Freund hatte helfen wollen. Er hatte ihm einen Sieg geschenkt, und nun beobachtete Sharpe, wie Gudins Männer den Hang hinabstiegen, und er sah, wie die Männer der besiegten Brigade ihnen entgegenliefen. Er hörte den Jubel, und durch sein Fernrohr sah er im silbernen Licht des Mondes, wie sich die Offiziere der Brigade um Colonel Gudin drängten – um Gudin, den Pechvogel, der am Weihnachtsmorgen einen Adler gerettet und sich in die Freiheit durchgekämpft hatte. Colonel Jean Gudin, der Held – endlich.

»Glauben Sie, die werden je herausfinden, dass das alles nur gespielt war?«, fragte Harper Sharpe.

»Wer würde das denn glauben? Würdest du die Geschichte glauben, wenn man sie dir erzählt?«

»Ich würde glauben, dass der Erzähler kräftig einen über den Durst getrunken hat«, erwiderte Harper und fügte nach kurzer Pause hinzu: »Übrigens – fröhliche Weihnachten, Sir.«

»Dir auch, Patrick.«

»Jetzt gibt es wohl Hammel zum Weihnachtsessen, nehme ich an.«

»Ja, sieht so aus. Wir werden uns ein paar Schafe kaufen, und du kannst sie dann umbringen.«

»Nicht ich, Sir. Sie, Sir.«

Sharpe lachte. Dann drehte er sich nach Süden in Richtung des Dorfes um. Der Weihnachtsmorgen war klar und frisch. Seine Männer lebten. Ein alter Freund war ein Held, und zum Abendessen würden sie Hammel haben.

Das war Sharpes Weihnachten.

Nachwort

»Sharpes Weihnacht« und »Sharpes Lösegeld« sind zwei Kurzgeschichten, die beide für die »Daily Mail« geschrieben worden sind, die zweimal hintereinander ihr Blatt über die Festtage hat füllen müssen. In diesem Zusammenhang muss ich amerikanischen Lesern zunächst einmal erklären, dass britische Zeitungen die ganze Weihnachtswoche als Ferienzeit betrachten. Natürlich schaffen es auch zu dieser Zeit echte Nachrichten in die Zeitung, aber die meisten Redakteure sind daheim und stopfen sich mit Truthahn, Plumpudding und Brandy voll. Deshalb müssen viele Seiten mit etwas anderem gefüllt werden. Die »Daily Mail« war sehr spezifisch: Jedes Jahr wollten sie eine Geschichte von zwölftausend Wörtern Länge, sorgfältig dreigeteilt, damit sie jeden Tag vierhundert Zeilen drucken konnten, und ich bin stolz darauf, diese Anforderungen exakt erfüllt zu haben - plus/minus zwei Wörter. Jetzt sind beide Geschichten natürlich länger, da ich befreit von diesen Restriktionen die Gelegenheit genutzt habe, um sie noch einmal zu überarbeiten.

Schon als ich die Anfrage der »Daily Mail« erhielt, kam mir das ein wenig seltsam vor. Sharpe - Gott segne ihn - ist nicht gerade ein Mann des Friedens. Gutwillig? Ja - zumindest jenen gegenüber, die er mag -, aber Sharpe und Weihnachten, das will so gar nicht zusammenpassen, denn immerhin ist Weihnachten das Fest, an dem Frieden auf Erden herrschen soll. An Weihnachten geht es um Hirten und Babys, um Engel und Wunder, um Geschenke und Feiern, während es sich bei Sharpe eigentlich nur um Konflikte dreht, gewalttätige noch dazu. Der Gegensatz ist

fast vollkommen, doch die Anfrage faszinierte mich, und ich versuchte, zwei Geschichten zu schreiben, die zum einen den Geist der Weihnacht ausdrückten, zum anderen Sharpes kriegerische Natur aber auch nicht ignorierten.

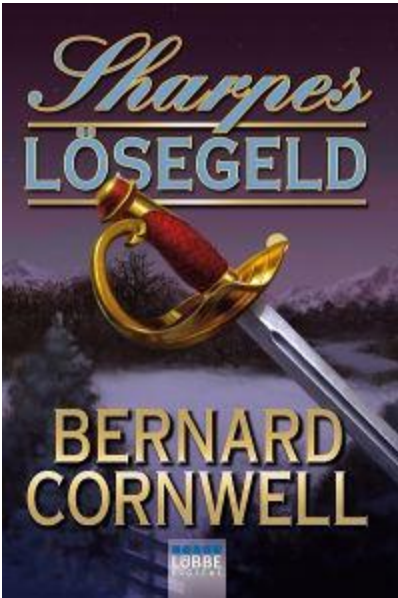
Für jene, die wissen wollen, wo sich diese Geschichten in Sharpes Karriere einfügen: »Sharpes Weihnacht« findet nach »Sharpes Regiment« statt. Es spielt 1813, gegen Ende des Spanischen Unabhängigkeitskrieges, doch die Geschichte entstand kurz nach der Fertigstellung von »Sharpes Feuerprobe«, das 1799 in Indien spielt, im Vierten Mysore-Krieg. Einiges in »Sharpes Weihnacht« bezieht sich auf die Ereignisse von 1799, als Sharpe kurz (und mit offiziellem Segen) in einer kleinen französischen Einheit diente, die versuchte, den britischen Angriff auf Seringapatam zurückzuschlagen. Eine meiner Freuden beim Schreiben war es dann auch, Colonel Gudin noch mal einzuführen, jenen Franzosen, der als einer der ersten Offiziere Sharpes Potenzial erkannt hat.

Die zweite Geschichte, »Sharpes Lösegeld«, spielt nach »Sharpes Waterloo« und daher in Friedenszeiten - auch wenn Sharpes Leben natürlich nie wirklich friedlich war. Ich werde oft gefragt, wie es Sharpe nach den Napoleonischen Kriegen ergangen ist und ob er sich wirklich in der Normandie niedergelassen hat. Diese Geschichte gibt einen kleinen Einblick in dieses neue Leben. Ich habe nie damit gerechnet, dass Sharpe irgendwann in Frankreich landen würde, doch literarische Helden entwickeln oft ein Eigenleben, und nachdem Sharpe Lucille Castineau erst einmal gefunden hatte (in »Sharpes Rache«), wollte er sie auch nicht mehr verlieren, und so ist er nach Frankreich gegangen, und soweit ich weiß, ist er dann auch dort geblieben.

Mein besonderer Dank gilt CeCe Motz, meiner unersetzlichen Assistentin, deren undankbare Aufgabe es war, alte Zeitungsseiten zu scannen und in Dokumente zu

konvertieren, damit ich sie überarbeiten und teils neu schreiben konnte. Und ich danke der »Daily Mail«, der stets so lebhaften Zeitung, die diese Geschichten überhaupt erst in Auftrag gegeben hat. Diese umgeschriebenen Geschichten werden von der »Sharpe Appreciation Society« veröffentlicht und die Erlöse gehen an die Society sowie an die »Bernard and Judy Cornwell Foundation«. Die »Sharpe Appreciation Society« ist nicht nur gegründet worden, um Richard Sharpes Abenteuer zu feiern, sondern auch um an die Soldaten zu erinnern, die sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch Portugal, Spanien und Frankreich gekämpft haben, und wir hoffen, dass die Einnahmen der Society bei ihren Aktivitäten helfen werden, sei es bei der Erstellung ihres regelmäßig erscheinenden Newsletters oder bei den vielen Besuchen ihrer Mitglieder auf Schlachtfeldern und in Museen. Weitere Informationen dazu können Sie auf www.southessex.co.uk finden. Die »Bernard and Judy Cornwell Foundation« wiederum ist eine gemeinnützige Organisation, die Stipendien an junge Menschen in Cape Cod vergibt.

Das zweite Sharpe-Abenteuer für die Daily Mail



Bernard Cornwell
übersetzt von Rainer Schumacher
SHARPES LÖSEGELD

Der Kriegsheld Richard Sharpe bekommt es an Heiligabend des Jahres 1815 mit einem ganz persönlichen Fall zu tun: der Entführung seiner Frau.

»Sharpes Weihnacht« und »Sharpes Lösegeld« sind zwei Kurzgeschichten, die ursprünglich für die »Daily Mail« geschrieben worden sind und bei Bastei Lübbe erstmals in deutscher Übersetzung vorliegen.

Lesen Sie in diesem E-Book die neu überarbeitete Fassung von »Sharpes Lösegeld«.